30
252

Dieser schöne erbaut wenig

Dt. L. 811

Zschokke

50

30.1252

Alamontade

der

Galeeren-Sklav.

Vom

Verfasser des Abällino.

Dritte Auflage.

Zürich,

bey Orell, Füßli und Compagnie, 1816.

Eigentum
der Stadt Bamberg
Gruppe:
Zahl:

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Vorbericht.

Nicht leicht wird der erhabene Zweck der folgenden Erzählung verkannt werden, wenn gleich der Erzähler fühlt, wie wenig seine Kraft der großen Unternehmung, und das Werk selbst dem höhern Ideal entsprach.

Die ehrwürdigsten Angelegenheiten der Menschheit sollen hier, umsponnen von jenen schrecklichen Zweifeln, welche die halbgebildeten Selbstdenker mehr empfinden, als lösen können, siegend emporgehn, und die abstrakten Wahrheiten der Vernunft in der zar-

ten Hülle der Dichtung auch dem ungeübtern Auge sichtbar werden.

Wenn nun auch der kühne Versuch nur halb gelungen, und nur mancher Leser am Ende des Buches beruhigter aufsteht, so ist mir die Mühe schön gelohnt, welche ich in geschäftslosen Augenblicken dem Heimlich-Kranken weihte.

In diesem Falle, und das öffentliche Urtheil wird michs lehren, werde ich die zerstreuten Blätter Alamontades, deren der Abbé Dillon erwähnt, ebenfalls mittheilen.

Erstes Buch.

1.

Der Abbé Dillon setzte sich auf ein grünes Rasenstück am Seeufer, beschattet vom verworrenen Baumschlag, über uns hängend an der schroffen Felswand.

„Hier sind noch Plätze zur Rechten und Lin„ken"! sagte er, und sein Auge lud uns lächelnd ein, neben ihm zu ruhn. Roderich setzte sich, und ich folgte. Alle drei waren wir noch in der Stille beschäftigt, den Gedankengang unsers abgebrochnen Gesprächs zu verfolgen.

Jenseits des Sees glühte der Abendhimmel über den Gebürgen. Die höchsten Felsen und die stillen Hütten der Alpen strahlten rosenroth. Goldstreifen zitterten zwischen bläulichen Schatten über die Schneefläche. In der Ferne sah

man veilchenfarben die Berghöhen am Horizont verschweben zwischen Gewölken.

„Bey Gott"! rief Roderich, welchen der Zauber der Abendlandschaft sehr gerührt zu haben schien: „Wie wenig gehört doch dazu, unterm Himmel glücklich zu seyn! Man schmiege sich doch nur mit kindlichem Sinn an die Mutterbrust der ewig guten Natur. Sie ist tadellos, sie ist heilig; und wer sie liebt, den heiliget sie! Und das bange Herz, von düstern Leidenschaften bewegt, schläft ruhiger am Mutterherzen, und die hundert hoffnungslosen Wünsche verduften in einem Seufzer des innern Glücks!"

„Sie fühlen dies Glück jetzt, liebster Roderich"! sagte ich zu ihm: „Hängt es nicht von Ihnen ab, es immer zu genießen?"

Der Abbé lächelte. Roderich verfinsterte sich, und sprach nach einer Weile: „Und glauben Sie nicht, daß man so recht seelig seyn, und dauerhaft seelig seyn könne?"

„Recht seelig? o ja"! antwortete ich: „Aber dauerhaft seelig? — ja, wenn ich Ihnen auch das zugeben soll, müßen Sie sich noch sehr

bestimmt über das erklären, was Sie „Mutter-Natur" nennen. Sie, liebster Roderich, sind Dichter, ich bin leider ein hölzerner Schulweiser, der immer deutliche Begriffe fordert. Da treffen wir zuweilen gar nicht zusammen, und verstehen uns nicht, während unsre Herzen doch immer harmonisch schlagen. Lassen Sie mich offenherzig reden. Ich hielt Ihren Ausruf beim Anblick der milden, reitzend beleuchteten Seegegend für die Folge einer angenehmen Stimmung Ihres Gemüths. Sind Sie aber immer in dieser Stimmung? Können Sie solche dauerhaft erhalten? Hängt es von Ihnen ab, sich willkührlich Empfindungen zu geben und zu nehmen? — Ach, liebster Roderich, der Mensch wird unterm Monde nicht zum Engel. Auch Empfindungen, auch unsre Vernunft übermannende Empfindungen gehören zur Natur. Sie sind jung, Sie lieben und werden geliebt. Eine schöne Zukunft schwimmt vor Ihnen. Ihre Phantasie treibt ihr magisches Spiel — Sie sind glücklich. Aber einige Jahre flattern vorbei. Ihr Blut rinnt träger; ihr Haar wird weiß,

und das Paradies, so jetzt vor Ihnen blühet, erlischt mit der untergehenden Sonne. Der Mensch ist sich selbst keinen Tag ähnlich."

Der Abbé wurde ernsthaft. Roderich schien etwas empfindlich zu werden. „Und, mit Erlaubniß, was nennen Sie denn Glück"? fragte er.

Ich antwortete: „Glück nenne ich Zufriedenheit, und wenn Sie wollen Vergnügen, durch Zufall. Der glückliche Mann ist es nur durch Umstände, die seinen Wünschen entsprachen. Der Arme wird durch Erbschaften, der Arbeitsame durch den Segen seines Fleißes glücklich, der Ruhmdürstige durch Bekanntwerdung seines Namens, der Liebende durch Gegenliebe — aber Alles das ist Werk der Umstände und Verhältnisse. Diese ändern, und der glückliche Mann wird dann zum unglücklichen."

„Davon rede ich nicht", sagte Roderich: „Ich spreche von einem Seelenzustande, in welchem man sich dauerhaft wohl fühlt."

„Es giebt", erwiederte ich: „Es giebt auf Erden kein dauerhaftes Glück, und kein beständiges Unglück, weil die Umstände nie dieselben

bleiben, sondern täglich wechseln. Aber ich kenne einen gewissen Zustand des Gemüths, welchen ich Seeligkeit nenne, weil an diesem schönen Worte sich dunkel in meiner Vorstellung zwei große Begriffe, Seele und Ewigkeit verschwistern. Dieser Zustand ist unabhängig von äußern Zufällen, erhaben über den Wechsel der zeitlichen Dinge. Die Seele selbst muß ihn bereiten, und er kann unzerstörbar, ewig seyn. Selbst die gewaltige Zeit, welche unsern Leib austrocknet und unser Haar bleicht, und unsre Sinne verheert, hat keine Macht über ihn. Kein Glück kann ihn vergrößern, kein Unglück ihn verringern. Mit beiden steht er ohne Verbindung; nur er selbst vergrößert das Glück und verringert das Unglück. — Diese Seeligkeit, diese unvertilgbare Zufriedenheit ist's, Roderich, so Sie meinen."

„Sie ist's"! rief Roderich.

„Tugend heißt ihr Quell. Nicht jedermann auf Erden kann glücklich seyn; aber jedermann auf Erden kann sich jene Seeligkeit bereiten. Denn in der Brust aller Sterb-

lichen liegt das Sittengesetz, und unauslöschliche Ehrfurcht vor demselben. Der Mensch, welcher nicht vor sich selbst erröthen darf in der Erinnerung seiner Thaten, der Mann mit reinem Herzen, ist über das Werk der Umstände erhaben; er ist gleich seelig in der Tiefe des Unglücks, wie auf dem Gipfel des Glücks. Wir haben unterm Monde nichts in unsrer Gewalt; nichts gehört uns bleibend, als wir uns selbst. Aber, tugendhaft zu seyn, hängt vom Willen jedes Einzelnen ab; reich, berühmt, geliebt zu werden, nicht mehr von uns. Das Schicksal ist unser Meister in Allem; nur unsrer Tugend kann kein Schicksal gebieten. Nach dieser Seeligkeit sollen wir ringen, und Roderich, es ist ja so schwer nicht. Handle so, daß du dich nie selbst verachtest! — sieh, dies ist der Faden, welcher durchs ganze Labyrinth leitet. Seelengüte giebt dem Manne jene Hoheit, jene Selbstständigkeit, welche ihn Gott-ähnlich macht, und zum Bürger zweier Welten. Vor ihm fallen die Kronen des Erdballs reitzlos in den Staub, und der Tod selbst wird durch ihn seiner Schrecken entwaffnet.

Mit der Tugend im Herzen bin ich auf Erden im Himmel. Ich wünsche eine Ewigkeit, ein unvergängliches Fortdauern meiner Seele jenseits des Grabes, aber ich bedarf dessen nicht zu meiner Seeligkeit hienieden. Der Tugendhafte, unabhängig von der Welt, die ihn umringt, erhöht über des Schicksals Sturm und Sonnenblick, erwartet selbst von der Zukunft nach dem Tode nichts. Er ist frei. So ist Gott frei. Er nimmt, was ihm zufällt, als Geschenk, als Glück, ohne es, als eine Entschädigung für die von ihm gemachten Opfer zu begehren. Denn die ist keine Tugend, welche belohnt seyn will"!

Roderich starrte vor sich nieder, versunken in Nachdenken.

Der Abbé Dillon, welcher bisher immer geschwiegen, legte seinen Arm auf mich, und drückte mich an seine Brust. „Freund", sagte er: „Dein Tugendhafter ist mehr, als Mensch. So hat, wie er, noch keiner auf Erden gewandelt. Ach! wo ist die heilige Seele, welche am Grabe mit Lächeln auf die vergeltende Ewigkeit Verzicht thun kann?" —

„Ihre Tugend ist mehr furchtbar, als liebenswürdig"! tönte Roderich ein: „Wer ist's, der am Grabe mit Resignation auf die Ewigkeit ruhig hinsinkt?"

Ich antwortete: „Lieben Freunde, wenn ich einst in meiner Todesstunde kühles, unbefangnes Bewußtseyn habe — wenn von diesem Augenblick bis zum nächsten mein letzter wäre — so würde ich selbst der Mann mit der schauerlichen Resignation seyn, wiewohl ich keiner der tugendhaftesten unter den Menschen bin. — Ich darf für meine Tugend keine Vergeltung fordern, für sie ist mir also keine Ewigkeit vonnöthen, — — und für meine Fehler noch weniger."

Roderich sah mich mit zweifelhaften Blicken an. „Wahrlich", sprach er: „Ich mag kaum denken, daß Sie im Ernst reden. Ihre Tugend ist eine schreckliche Göttin, welcher ich nicht huldigen kann. Kein Mensch vom Staube geboren wird sie jemals umarmen. Eine Tugend, die sich so ganz selbst genug ist, daß sie werder einer Ewigkeit, noch eines Gottes bedarf, ist nur Sache eines Gottes, und nicht für das weiche, menschliche Herz."

„Sie urtheilen zu strenge"! antwortete ich: „Wir sprechen von dem, was uns dauerhafte Seeligkeit gewähren könne, unabhängig vom Spiel der Umstände. Ich sag', es sey die Tugend allein, das Bewußtseyn, recht gethan zu haben. Mein Haus kann ein Flammenraub werden; eine Revolution kann meine Rechte vernichten, mich an den Bettelstab schleudern; der Tod kann meinen Vater, meine Mutter, meine Schwestern in meinen Armen übereilen. Ich werde leiden, sehr leiden, sehr unglücklich seyn, aber dies alles ist nicht stark genug meine innre Zufriedenheit aufzulösen. Es wird mir unter allen Uebeln noch ein Trost bleiben: Das alles hab' ich nicht verschuldet! Wäre mein Schmerz so groß, daß ich des Gedankens nicht Meister werden mögte: Warum weinst du auch über das Vergängliche? Hast du etwas anders vom Staube erwarten dürfen? — So würde, was meine Seelenstärke nicht vermögte, die Zeit an mir vollenden; sie würde die Wunden heilen. Einige Jahre, und das Moos der Vergessenheit würde über den Trümmern meiner Hütte grünen und über den Gräbern mei-

ner Geliebten. — Mit dem Gefühl der Tugend in der Brust scheu' ich das Schwerdt keines Tyrannen, und keinen Schierlingsbecher. Ich werde so gelassen Allmosen annehmen, als ertheilen. Ich werde mit der Ruhe zum Grabe gehen, wie zu meinem Bette — Was haben Sie dagegen, lieber Abbé, und Sie lieber Roderich? Nennen Sie mir doch einen andern Quell von Seeligkeit, als diesen? Ich weiß nur dies eine: So lange ich tugendhaft bin, so lange ist mein innrer Frieden beschirmt, und bin ich seelig. Ich bedarf keiner andern Hoffnungen. Es hängt von mir ab gut, mithin also auch glücklich zu seyn."

Der Abbé sagte: „Sie haben beinahe recht! — Die Tugend kann Vieles zu unsrer Zufriedenheit gewähren, aber nicht Alles. Irr' ich mich nicht, wenn ich glaube, Sie beide, meine Lieben, betrachten den Menschen jeder zu einseitig? Der eine von Ihnen erblickt in ihm nur das sinnliche Wesen, allen Stürmen, allen schmeichelnden Lüftchen der Sinnenwelt blosgegeben; der andre sieht ihn nur, als Geist, und nur allein als solchen, unabhängig von

Fleisch und Blut? — Ach! meine Lieben, fordern wir an uns, einer falschen Definition willen, nicht zu viel und nicht zu wenig. Vergessen wir nicht, daß wir nicht Geist allein sind!"

Ich glaubte, den Abbé unterbrechen zu müssen und sagte: „Sie behaupteten aber, die Tugend allein, und das Bewußtseyn, recht gethan zu haben, sey nicht an und für sich hinreichend, uns ganz zu beseeligen."

„Wohlan denn, ich meine nicht irre zu seyn", erwiederte Dillon: „Sie sagten vorhin, kein Unglücksfall könne die Glückseeligkeit des rechtschafnen Mannes stören. — O Freund, ich habe doch in meinem langen Lebenslauf so manchen edeln Menschen gesehen, dem seine Tugend keinen Trost gewährte. Nehmen Sie nur einen sehr alltäglichen Fall! Haben Sie unter Ihren Bekannten keinen Biedermann, der an Hypochondrie leidet? Der gutmüthige Hypochonder, welcher dem Wohl seiner Lebensgenossen die schwersten Opfer bringt, wird ängstlich seine eigne Tugend bezweifeln. Er sieht begangne Fehler vor sich schweben in gespenstischen Rie-

sengestalten, und von der guten Saat, die er ausstreute, weiß er nicht, wohin sie gefallen ist? — Ueberhaubt glaub' ich giebt's in der Welt keinen so ganz trostlosen und Unglücklichen, als den Hypochonder, der Bewußtlosigkeit im Schlaf, oder Nichtseyn dem Wachen und sogar dem Bewußtseyn hoher Redlichkeit vorzieht. Sie werden mir sagen: Aber er ist krank? — Wohlan, mein Lieber, es ist doch ein Mensch ohne Gemüthsseeligkeit bey all' seiner Tugend. Diese reicht also nicht allen aus, ihn froh zu machen."

Roderich gab dem Abbé Beifall. Ich fühlte die Gewalt seines Einwurfs, da ich selbst einen der edelsten Menschen kannte, der, bei aller Selbstaufopferung, nie jene heilige Stille des Gemüthes empfand, die ich zum Erbtheil des reinen Herzens gemacht hatte.

Dillon fuhr nach einer Pause fort: „Der Mensch ist nicht G e i s t allein; er ist so innig mit dem S i n n l i c h e n verflochten, daß wir kaum zwischen beiden die zarte Gränzlinie denken mögen. Darum ist auch der T u g e n d h a f t e s t e nicht immer von den Erinnerungen

seiner Thaten begleitet, und der redlichste Mann kann in Verhältnisse gestürzt werden, wo das Bewußtseyn der Seelengüte allein ihn trostlos läßt, geschweige ihn über sein Elend erhebt. Ja, noch mehr, wir sind, auch beym beßten Willen, nicht immer stark genug, unsre Vernunft allein das Wort führen zu lassen — wir sinken nur zu oft erschlafft in den weichen Arm unsrer sinnlichen Natur zurück. Hier, meine Freunde, bedarf es doch eines andern Stabes, an dem sich der Leidende emporrichtet, wenn er nicht zuweilen eine Beute seines Elendes werden soll."

2.

Dillon schwieg. Ich fühlte mich nicht ganz widerlegt, sondern meinen Sätzen, denen ich Allgemeingültigkeit zutraute, waren nur Ausnahmen und Zweifel entgegen geworfen. Der Widersprecher hatte die Erwartung nur gespannt, nicht gestillt. „Eines andern Stabes bedarf es, als der Tugend"! sagte er; aber noch hatte er ihn nicht genannt.

Ich wandte mich zu ihm, und bemerkte, er sey von einem großen Gedanken, oder einer gewaltigen Empfindung ergriffen. Der ehrwürdige Mann lehnte seinen Arm an einen Felsstein; sein Haupt war auf die Brust niedergesunken. Ein wehmüthiger Ernst durchfloß seine Mienen, die sonst nur das Eigenthum eines gutmüthigen Lächelns zu sein pflegten.

Auch meinem Freunde Roderich blieb die Verstimmung des Abbé nicht gleichgültig.

„Sie werden uns traurig"! sagte er, und drückte ihm mit herziger Freundlichkeit die Hand: „Aufgeschaut, liebster Dillon, der Abend ist zu schön; wollen wir ihn uns muthwilliger Weise verderben?"

„Es ist wahr"? sagte Dillon, und lächelte wieder: „Aber ich bin nicht traurig. Unser Gespräch rührte an die schönsten Geheimnisse und Wünsche des Menschengeschlechts. Da klangen tausend Nebenvorstellungen und Erinnerungen in mir an, und ich sah im Geiste wieder jene heilige Gestalt, welche mir in den Tagen der Jugend erschienen, und meiner irren Seele, wie ein Genius, den bessern Pfad

gewiesen. — Guter Alamontade! stiller, liebenswürdiger Dulder! — — Nicht so, Ihr Lieben, Ihr kennet diesen theuren Namen schon"?

„Er ist mir ganz fremd"! sagt' ich: „Doch glaub' ich ihn schon einmal aus Ihrem Munde gehört zu haben".

„Alamontade"? rief Roderich: „Wie? Der Galeeren-Sklav, von welchem Sie mir die erhabne Stelle vorlasen, da in dem Bündel von Zetteln? — Wahrlich, es thut mir leid um den Kerl, daß er sich mit seinem Genie zur Galeere brachte. Aus dem Menschen hätte etwas werden können. Aber wie denn? Sie scheinen ihn noch von einer andern Seite zu schätzen, da Sie ihm das schmeichelnde Beiwort geben."

„Von diesem kann ich ohne Ehrfurcht nicht reden"! sagte der Greis: „Er ist mir in meinem Lebenslauf die merkwürdigste Erscheinung gewesen. Durch ihn bin ich mir und der Welt zurückgegeben worden. Ach! er hat mir unsäglich Gutes gethan, und — nicht einmal meinen Dank hat er empfangen."

Dillon war tief bewegt. Unter den grauen

Wimpern seines Auges zerschmolz eine Thräne. Seine Lippen bebten, als redeten sie leise Töne. Die Wehmuth des Edeln schien von ihm in uns überzugehn. Jeder gab sich in den Strom durch einander wogender Empfindungen hin; niemand störte des andern Betrachtungen.

Ich vergesse dieses schönen Augenblickes nie. Selbst die Natur umher schien fühlend in unsre Träume einzutreten. Wir saßen im Schatten der Felsen; aber vor uns schwamm im halbdurchsichtigen, glänzenden Duft die Gebürgslinie, mit ihrer stillen Alpenwelt, umkränzt in der Höhe von der Glorie des goldrothen Himmels. Und der See dehnte sich dunkel unter uns aus, zwischen dort und hier. So scheidet das unergründliche Grab von den Paradiesen des Jenseits, welche wir zuweilen in Ahnungen sehn.

Ein sanfter Hauch der Abendluft zog durch die Wellen des Sees von drüben her, floß kühlend um unsre Schläfe, und verlor sich tönend in den Gesträuchen über uns, wie ein Seufzer.

Dillon erwachte. Er ergriff unsre Hände,

zog uns an sich, und sprach: „Ihr seyd jung und glücklich, ihr Lieben! Leicht ist es, wenn das Leben lächelt, wieder zu lächeln, und Ordnung und Güte zu finden überall, und in den Stunden der Muße Systeme zu bauen für die Menschheit."

„Sie haben mich wirklich unruhig gemacht, lieber Abbé", sagt' ich zu ihm: „Und alles, was ich von Ihnen höre, bestätigt, daß Sie aus unbekannten Gründen von meinen Ueberzeugungen abweichen. Aber ich beschwöre Sie, erklären Sie sich deutlicher. Sagen Sie mir, was giebt es in der Welt besseres und beruhigenderes, als die Tugend? Welch' ein Trost im Leiden ist süßer, als der den unsrer Seele die Unschuld reicht? Was stärkt mehr das Herz gegen eine Welt voller Feinde, als das Gefühl der Rechtschaffenheit? — Ich kenne keine andre Stütze am Tage des Sturmes, als diese. Die Natur reichte sie jedem Sterblichen."

„Wohlan, mein Lieber", sagte der Abbé: „Der Abend ist schön. Wir mögen seiner nicht froher werden, als im ernsten, traulichen Gespräch, in welchem sich die Seelen zu den Hei-

ligthümern der Menschheit erheben müßen. Als ich vorhin den Namen Alamontade aussprach, war ich es schon zu thun bereit, was Sie jetzt verlangen. Ich wollte Ihnen erzählen, wer jener Edle gewesen sey, und wie ich ihn kennen lernte, und wie er von mir schied. Die Erinnerungen an ihn sind mir noch jetzt wohlthätig und eine wahrhafte Erbauung."

„Erzählen Sie"! rief Roderich: „Ein Mann, ein Galeeren-Sklav, den Dillon mit so vieler Innigkeit ehrt, muß ein außerordentlicher Mann seyn."

„Ehe ich die Geschichte selbst beginne", sagte der Abbé, „sei es mir erlaubt, noch eine Bemerkung vorauszusenden. Ihr müßt erst meinen Geist kennen lernen, ehe ihr die Erzählung höret; ohne jenen würdet ihr diese nicht verstehen. Ihr würdet vor meinem schönen Leichnam stehen, und dessen Seele vermissen, und euch vergebens darnach sehnen."

„Auch ihr habet schon — und eure glückliche Jugend schützte euch nicht vor dem ernsten Gedanken, der früher oder später sich endlich immer einmal dem Selbstdenker mit erschütternder

Gewalt entgegen wirkt, auch ihr habet schon, wie eure Gespräche verrathen, über den Zweck eures Daseyns, über eure Bestimmung auf Erden nachgedacht. Ich fordre euch auf, diesen Gedanken zu verfolgen; denn was haben wir Wichtigeres hienieden?"

„Der Mensch wird geboren, reift allmälig zur Bestimmung, und erfährt, daß er lebe. Ohne seinen Willen trat er in das unermeßliche Weltall. Eine unbekannte Gewalt warf ihn in dies Lebensgewühl zwischen Blumen uud Dornen — er lächelt bei jenen, er weint blutend unter diesen, und fragt: Wer warf mich hieher? Wer hatte das Recht, mir zu rauben, was ich vorher besaß, Gefühllosigkeit, Nichtseyn? Seinen Fragen tönt keine antwortende Stimme."

„Er tröstet sich allenfalls über die Dunkelheiten, aus denen er hervorgieng; aber er bleibt nicht gelassen bei dem Wechsel der Gegenwart. Wer bin ich? fragt er: Was soll ich hier in der Welt? Warum muß ich denn leben? Ist es, um eine Kunst, ein Handwerk, eine Wissenschaft zu lernen, wodurch ich mir

endlich Obdach, Nahrung und Kleider und gewisse Gemächlichkeiten gewinnen könne? Das wär' ein erbärmlicher Zweck, nicht werth der Mühe des Daseyns und der vielen Thränen. Und doch treibt im menschlichen Leben Alles dahin, als wär' es die Hauptsache. Jeder arbeitet, sammelt, strebt vorwärts, Hab' und Gut und Macht zu vermehren, und schwebt zwischen Sorgen und Hoffnungen, und beurtheilt die andern Menschen nur aus diesem Gesichtspunkt. Die Welt gleicht da einer Wüste, in welcher alles sucht und ringet und sparet, um sich des Hungertodes zu wehren."

„Oder ward' ich hiehergesetzt, um unter den Blumen und Dornen Weisheit zu sammeln? Meinen Geist auszubilden? Die sittlichen Gebote meiner Vernunft auszuüben? — Der Zweck wäre edler. Aber was mein Ziel ist, soll das Ziel Aller seyn. Und doch ists nicht so. Kummer und Sorge um leibliche Bedürfnisse rafft die größte Zeit des Lebens hin. Nur einzelne Stunden gehören dem Geiste. Von unsern Millionen Nebenmenschen bemühn sich die wenigsten für Entwickelung der Geisteskräfte

und Erwerbung hoher Tugend. Es sind Nationen aufgestanden und wieder verschwunden, ohne solch' ein Ziel zu ahnden. Und warum lebten sie denn? Sind die tausend Menschen, welche mit verworrenen Begriffen, in steter Dunkelheit von ihrer Wiege zu ihrem Grabe eilen, nicht Menschen, wie ich? Der Säugling, welcher, ohne zu wissen daß er war, am Mutterbusen stirbt, war er nicht Mensch, wie ich? Sind seine Bestimmung und die meinige verschieden"?

„Man sagt: Nein, nicht für diese Unterwelt sind wir geschaffen. Unsre Bestimmung liegt ausser dem Horizont des irdischen Seyns. Wir müssen durch Tugend ein besseres Leben verdienen. Eine Hölle harret des Lasters, ein Himmel der Tugend. — Wie aber, wenn sich nun schon hier fände, daß unsre Tugend selten einen Himmel, unser Laster selten eine Hölle verdient? — Sind Hölle und Himmel nicht Erfindungen der rohen Vorwelt? Wer hat uns die Hölle, wer uns den Himmel offenbart? — Wir Christen sagen: Gott durch sein Wort. Aber der Heide? — Oder der,

welchen Erziehung, Schicksal und Selbstdenken von den Lehren der Väter entfernte"?

„Ich bin für eine andre Welt bestimmt, warum mußte ich in dieser seyn? — Vielleicht, um mich für jene vorzubereiten? Aber welche Vorbereitung hat der sterbende Säugling? Warum erschien er, sich selbst kaum bewußt, zu lächeln und zu weinen? Bin ich für eine andre Welt bestimmt, warum ist ihr Antlitz verschleiert? Warum spricht mich keine Stimme an aus dem Reiche der Todten"?

Roderich stand bey diesen Worten Dillons auf, mit verfärbtem Angesicht. „Ach, Abbé"! rief er: „Auch Sie! — also auch Sie! Wie sehr bin ich unglücklich! — Ich trug meine Krankheit im Geheimen, und schämte mich, andern mein verborgnes Leiden zu enthüllen. Zu Ihnen, nur zu Ihnen hatt' ich Vertrauen; ich wählte Sie zu meinem Arzt — ach! und mit Schaudern seh' ich den Arzt seine eignen Wunden entblößen, und erkenne in ihnen die meinigen"!

Anfangs war ich um Roderichs heftige Bewegung erschrocken. Ich ergriff seine Hand,

und sprach: „Wie, lieber Roderich, ist Ihnen das so fürchterlich, was unser Dillon gesprochen? Es thut mir leid, daß ich die Rede auf diese Dinge gelenkt. Aber schon längst war ich mit allen seinen Gedanken vertraut; schon längst hab' ich auf meine schönsten Hoffnungen Verzicht gethan, und mich in mein und aller Sterblichen ödes Schicksal ergeben. Roderich, auch ich habe gelitten, wie Sie. Allein mein Entschluß ist genommen. Ich will tugendhaft seyn, und mit dieser Tugend einst im Arm der Vernichtung erstarren, ohne Graun und ohne Klage. Und ist ein Gott, und gilt in seinem Reiche das süße Wort Vergeltung, was wir Menschen kennen; gilt in seinem Reiche das süße Wort Vergeltung, und gilt es bey ihm nur für uns Kinder des Staubes nicht — so will ich vergehn, und mit dem Bewußtseyn, mit dem lohnenden Stolz vergehn: „Du gabst mir, was ich nicht forderte, ein Leben voller Thränen — ich aber hab' es getragen, mit Muth getragen, mit Aufopferungen getragen, und fühlte mich werth der Unvergänglichkeit, und einer besser

Welt. Du gewährst mir diese nicht. Es sey: Keine Klage soll über meine Lippe gehn. So bin ich größer, als das weltordnende Schicksal!"

Roderich sah düster auf den Boden hinab. Meine Rede schien ihm nicht zu gefallen. Er schüttelte den Kopf. „Nein, o nein", rief er mit schmerzlicher Stimme: „Ich bin nicht gefühllos genug, um groß zu seyn. Ich bin ein Mensch, und mehr mögt' ich nicht seyn. Ich will ja nichts, als daß ich in dem Weltall nicht die Rolle des Rasenden spiele, der Alles draussen schöner sieht, als es ist. Ich will ja nichts, als daß die Außenwelt in Einklang sey mit meiner innern Welt; daß meine Vernunft nicht trüge, und mein Herz mich nicht hintergehe. Weh mir, wenn ich aus diesem Irrsaal nicht gerissen werde; wenn Ihr die Wahrheit hättet, und ich nur an den Brüsten eines frommen Traums mein Glück gesogen! — Ich würde meine Täuschungen nur vergebens segnen; würde vergebens alle eure Wahrheiten darum hinbieten. Verlornes Glück kauft ich um keinen Preis zurück!"

Die Klage Roderichs rührte mich tief. Ich

stand auf, und schloß ihn in meinen Arm. „Lieber Roderich", sagte ich zu ihm, „warum denn so zaghaft? Auch in dem Schooß der Wahrheit ruht die Freude. Bin ich nicht einer der frohsten Menschen, troß all der Ueberzeugungen, welche Sie so furchtbar finden? Bin ich nicht ein zärtlicher Freund, ein heitrer Gesellschafter, ein guter Verwandter? — Find' ich nicht das Vergnügen überall, und bin ichs nicht, der es gern andern giebt? — Beruhigen Sie sich. Die Wahrheit ist des Mannes Glück, das Ziel der Vernunft; Täuschungen können allenfalls in der dämmernden Kindheitswelt gefallen."

„Nein, nein"! rief Roderich: „Ich sehne mich nach dieser dämmernden Kindheitswelt, nach jenem Frühlingshimmel. Eure Wahrheit streift alle Blüthen ab, und bläst den Glanz aus der Natur, und läßt das warme Herz erkalten."

3.

Jeßt erhob sich auch der Abbé Dillon, welcher uns bisher schweigend angehört hatte.

„Vernehmt auch mich“, sprach er: „Ihr beide werdet bei der Verschiedenheit eurer Empfindungsweise, eurer Phantasie, eurer Vernunftbildung schwerlich jemals eines Sinnes, eines Glaubens, einer Ueberzeugung werden. Und euer Loos, ist das Loos aller unsrer Brüder. Es thut mir weh, um Roderichs Schmerz. Vielleicht aber bin ich selbst so krank nicht, als er im ersten Schrecken glaubte, und trage vielleicht auch für ihn noch Balsam. Daß ihr beide dahin kamet, über eure Bestimmung, über euer Wesen, und über den Werth eurer Hoffnungen nachzuforschen, war mir nicht unerwartet. Beide truget ihr beim Kampf zwischen Täuschung und Wahrheit Wunden davon, doch ist der Unterschied zwischen euch so groß noch nicht, als ihr glaubet. Die Wunden des einen bluten noch jetzt; die des andern sind zwar verharscht, aber bei weitem nicht geheilt — ein Stoß, und ihre leichte Decke fällt ab. Ihr beide tratet aus den schönen Träumen der Kindheit hervor, und sahet, was ihr bisher glaubtet und hofftet, wie einen Schatten am Licht wachsender Kennt-

nisse verbleichen. Der eine will sich nun gewaltsam in die alten, lieblichen Täuschungen zurückwerfen, und bietet dafür seine Gefühle auf und die Magie seiner Einbildungskraft. Er ringt vergebens. Denn so lang das Licht besserer Erkenntnisse brennt, wird es nicht wieder dunkel. Der andre waffnet sich mit dem Stolz der Vernunft, und will sich selbst verhärten gegen die schönsten Wünsche der menschlichen Natur. Er ringt vergebens. Denn so lange sein Herz noch schlägt, wird es für seine Wünsche schlagen." —

„Wie, Dillon, wollen Sie uns denn allen Trost rauben; auch den, daß wir endlich selbst vergessen, daß wir elende Wesen sind im Weltall, wenn wir uns recht erkennen"? rief ich erschüttert.

„Wahrhaftig", seufzte Roderich: „Sehr elende Wesen, und die elendesten im Weltall, Beneidenswürdig ist das Thier, welches in glückseliger Vernunftlosigkeit dahin schleicht; den fröhlichen Augenblick des Daseyns genießt, und wieder vergeht, ohne die Freuden der Vergangenheit zu beklagen, ohne die Nacht

der Zukunft zu fürchten, ohne sein Schicksal zu kennen"! —

Dillon lächelte uns an. Sein Blick war voll sanften Mitleids. Er entblößte sein Haupt, und der Wind tändelte in seinen dünnen Locken. „Seht her, sprach er: Mein Haar ist eisgrau. Mein Leben ist dahin. Ich erwarte mit jedem Tage, daß der geschäftige Tod an die Thür meines Kämmerleins pocht. Ich erwart' ihn ohne Beben; und wenn er dann erscheinen wird, hin schleudr' ich meine Krücke, und sink' ihm mit Vergnügen in den freundlich ausgestreckten Arm. Seht, ihr Lieben, das ist keine Folge meines Vernunftstolzes; das ist keine Folge erkünstelter Täuschungen, denn meine Phantasie erlahmt, und mein Blut rinnt schon seit langem kühler. Aber es giebt noch ein andres, was uns Muth verleiht, und ich habs gefunden. Auch ich habe gekämpft und gelitten, wie ihr. Auch ich bin in der verzweiflungsvollen Stimmung gewesen, wie ihr, wo all meine Hoffnungen zusammenstürzten. Aber der Engel, welcher mich emporrichtete, soll auch eure Wunden heilen. Zürnet

darum nicht, wenn ich das Pflaster von ihnen reiße, und sie wieder bluten lasse. Verbluten sollet ihr nicht. — Aber, ich bin ermüdet. Setzen wir uns wieder hier am Felsen. Der Abend ist lieblich, Wir reden ungestört".

Wir folgten der Einladung des liebenswürdigen Greisen, der mit solcher Zuversicht und Heiterkeit sprach, daß er auch dem strengsten Zweifler Vertrauen eingeflößt haben würde.

„Ich kenne euern Zustand"! sprach er: „Aber glaubet nicht, daß ihr die einzigen seyd, die an diesen Zweifeln leiden. Alle Menschen von einiger Bildung gelangen endlich dahin, wo ihr seyd, so bald sie am Rande des menschlichen Wissens vergebens und lange genug umhergestreift hatten. Wenige reden davon, aus Furcht, andre so unglücklich durch ihre trostlosen Betrachtungen zu machen, als sie selbst sind. Oder sie verschließen ihren Gram, weil sie fürchten, nicht verstanden und lächerlich oder verächtlich zu werden. Ihrer viele nehmen den verschwiegnen Kummer in das Grab; ihrer viele betäuben den Schmerz in sinnlichen Ausschweifungen, und, indem sie lasterhaft wer-

den, um in niedrigen Freuden den Verlust höherer zu ersetzen, machen sie ihre rohe Philosophie zum Deckmantel elender Lüste; ihrer viele erkünsteln einen Selbstbetrug, wickeln sich in Täuschungen und werden die fleißigsten Kirchengänger, wie sie vorher die fleißigsten Kirchenspötter waren. — Ja, ihr Lieben, eure Krankheit ist allgemeiner, als ihr glaubet. Sie wüthet im Dunkeln. Ich höre überall den Verfall der Religion betrauern, weil die Kirchen leer werden, und die Hälfte derer, so sie noch besuchen, nur Gewohnheits- oder Ehren wegen dem Gottesdienst beiwohnen. Ich höre die Väter klagen, daß die Söhne sich des Gebetes schämen; ich höre die Mütter seufzen, daß ihre Töchter erröthen von Gott ein ernstes Wort zu sprechen. — Es ist gewiß, daß das Lesen neuerer Schriftsteller, und die Aufheiterung der Begriffe, dem gewöhnlichen Kirchenwesen Schaden bringt. Aber man irrt sich, wenn man glaubt, mit der Kirche sey die Religion vergessen. Gott und Unsterblichkeit werden nicht vergessen. Das Mädchen und der Jüngling hängen in der Einsamkeit an diesen

erhabnen Gegenständen; die Vergänglichkeit wird ihre Kirche und der Tod besteigt darin den Rednerstuhl. Aber die zu wenig geübten Kräfte des jugendlichen Geistes unterliegen bald. Der Glaube an Offenbarung, ehmals ihre Stütze, liegt verworfen da. Sich, ohne diese Stütze empor zu halten, sind sie zu schwach; darum versinken sie bald in dumpfe Muthlosigkeit, die sich in irgend eine Art stiller Verzweiflung auflöst, und nach den traurigen Heilmitteln hascht, deren ich vorhin erwähnte."

„Ach"! seufzte Roderich: „Sie haben mir da meine Geschichte erzählt."

Dillon antwortete: „Und ich Ihnen die meinige. Aber wir sind damit noch nicht am Ende. Jetzt, wenn Sie mir zuhören wollen, erzähl' ich Ihnen auch die Geschichte meiner Genesung."

4.

Herr Dillon hatte schon längst unsre Erwartung auf den Punkt hingespannt, und

zwar um so mehr, da er, ungeachtet seiner freien Denkart über kirchliche Glaubenssachen, ein Muster inniger Frömmigkeit, und, ungeachtet seines hohen Alters, ein Vorbild unzerstörbaren Heitersinns war. Die ganze weite Landschaft verehrte den Greis; aber niemand kannte ihn genauer, als die Unglücklichen und die Kinder, denn mit beiden war er immer am liebsten. Er hatte die seltenste Gabe, das Weh dessen auszuspüren, den er kennen lernte; sein Blick, der über das Gesicht des Fremdlings streifte, war genug, ihm den Mann zu verrathen, und in einem kurzen, dem Scheine nach bedeutungslosen Wortwechsel drang er in dessen Innres. Jeder Leidende fand in dem ausserordentlichen Mann, nicht einen Tröster, einen mitleidenden Freund, sondern den wirklichen Gefährten seines eignen Unglücks wieder. Man wird mit ihm eher vertraut, als bekannt, und wenn er lehrte, glaubten wir nicht seine, sondern unsre eignen Gedanken und heimlichen Wünsche, heller geordnet und aus einander gefalten, von seinen Lippen zu hören.

Er begann demnach seine Erzählung, und sprach: „Ich war in meiner Jugend ein Wildfang; und wäre gern Soldat geworden. Man fühlt die strotzende Kraft, und brüstet sich gegen die Welt unsers Herrgottes, und glaubt, man möge es aufnehmen zugleich mit der Ober- und Unterwelt. Aber meine Eltern dachten nicht so. Sie haßten den irdischen Krieg, liebten aber den geistlichen desto mehr gegen die Mächte der Finsterniß. Sie weihten mich also zum Streiter Christi auf Erden, und ich, mit kindlicher Hingebung in ihren Willen, vollzog den Wunsch des grauen Paars und ergab mich dem geistlichen Stand."

„Ich ergab mich ihm, das heißt, all mein Wesen gehörte ihm bald an. Ein junger Mensch mit glühender Phantasie ist in seiner Art nichts zur Hälfte. Mein Ehrgeitz, ohne Hoffnung, die Welt durch Waffen zu erschüttern, träumte nun alle Kirchen der Christenheit mit dem Glanz meiner Heiligkeit zu füllen. Ich ward ein frommer Schwärmer. Die Einsamkeit und stille Pracht des Klosters, in welchem ich lebte; das Lesen der Kirchengeschichte, der christlichen

Verfolgungen, der Leiden unsrer Heiligen und Märtyrer begeisterten mich. Ich sah die Welt für eine große Kirche an, in welcher Gott selbst der Hohepriester sey. Die Liebe vollendete meine fromme Thorheit. Ich ward mit einem jungen Frauenzimmer bekannt, dessen Schönheit mich entzückte, dessen schüchterne Freundschaft für mich ein Paradies um meine Einsamkeit zog. Ich brachte diese Liebe und mein verwundetes Herz zum Opfer dar. So wähnt' ich den ersten Schritt zur Brüderschaft mit allen Heiligen gethan zu haben. Indem ich den Himmel mich anlächeln sah, schmeichelten die Thränen eines unglücklich liebenden Mädchens meine Eitelkeit. Wie groß, wie geläutert von dem groben Stoff des Irdischen, wie heilig erschien ich mir selbst! Ich wollte jetzt in einen Mönchsorden treten. Aber meine Eltern hielten mich zurück. Ich wurde Weltpriester, und erhielt bald eine schöne Pfründe, durch den Einfluß meiner Verwandten."

„Kaum lebt' ich ausser den hohen Ringmauern des Klosters, so verduftete mein Rausch der Frömmigkeit. Ich fand das Getümmel

einer großen Seestadt reitzender, als das schwermüthige Einerlei inner den geweihten Mauern. Mein Ehrgeitz blieb aber derselbe; er vertauschte nur das Ziel. Es war bald in mir beschlossen, einer der ersten Gelehrten und Schriftsteller unsers und aller Jahrhunderte zu werden. Mein Tummelplatz sollten die weitläuftigen Gefilde der Theologie und Philosophie seyn. Mein erstes Werk sollte die unzerbrechliche Aegide der geoffenbarten Religion gegen alle Anfälle des Zweifels und des Spottes werden".

„Ich las, und dacht' und schrieb, und ehe ichs selbst gewahr wurde, stand' ich mit den Waffen gegen das Heiligthum gekehrt, welches ich mit ihnen zu vertheidigen gedacht hatte. Die eingeschlichnen Mißbräuche der Kirche machten mir die Kirche, und die Kirche endlich die Religion verdächtig. — So war ich ein verlohrner Sohn. Ich wollte endlich zu meiner eignen Beruhigung ein neues Gebäude aufführen aus den Trümmern des zusammengestürzten. Vergebliches Bemühn! Diese Trümmer, was waren sie? Graue Vorurtheile

aus den Kindertagen des menschlichen Geschlechts; zerrißne Täuschungen, eingesunkne Hoffnungen. Meine Ruhe, mein Glück war dahin. Ich beklagte den Frieden meiner harmlosen Jugend; wühlte umsonst im Schutte meiner Träume, verfluchte umsonst mein vermessenes Beginnen, in die Geheimnisse der Geisterwelt zu dringen. Da lag ich elend und zerschmettert, wie die Giganten unter ihren Felsen, die, unzufrieden mit der Erde, sich Bahnen in das Reich der Götter öffnen wollten."

„Nach Licht hatt' ich gestrebt, und fand mich nun in einer unendlichen Finsterniß. Ich wollte Gott näher schauen, und er war aus dem chaotischen Weltall verschwunden. Wo ehmals ich mit süßem Schauder seine Gegenwart ahnte, sah ich todte Reste der sich selbst verzehrenden Natur. Ich wollte den Schleier von der Ewigkeit ziehen, und starrte in ein unermeßliches Grab, worin das Schweigen der Vernichtung lag, und Alles umdunkelnde Vergessenheit." —

„Um mich aus meiner verzweiflungsvollen

Weisheit zu erretten, ward kein Versuch gespart. Ich suchte Wahrheit. Nur Wahrheit, volle Ueberzeugung, unumstößliches Wissen konnte mich beruhigen, nicht Wahrscheinlichkeit, nicht schwankendes Meynen und bestechliches Glauben. Ich durchlief den Kreis meiner Erfahrungen, meiner traurigen Untersuchungen; hoffte immer endlich einen Irrthum zu endecken, der meine trostlose Weisheit stürzen, und mich in die Liebliche alte Welt zurückleiten sollte. Vergebens! Meine schreckliche Gewißheit stieg, daß ich ewig im Dunkeln bleiben müsse."

„Was ist die Welt? fragt' ich, und stand schon wieder an der engen Gränze menschlichen Wissens. Ich sehe Farben, Formen und Veränderungen; ich empfinde Töne, ich fühle Härte und Weiche der Dinge, die ich Körper heiße, und damit kenne ich die Dinge nicht, sondern nur ihre Aussenseite, ihre Wirkung auf meine Haut, auf meine Nerven. Ich sehe Masken, aber nicht die Schauspieler dahinter; ich sehe Erscheinungen, aber nicht ihren Quell. Ist diese Aussenseite der Dinge ihnen eigen-

thümlich? Oder ist sie eine Folge des unbegreiflichen Baues meiner Sinne? Ich weiß es wieder nicht. Denn die leiseste Aenderung in meinen Sinnwerkzeugen ändert die Welt; ein Sinn mehr, und es entspringt vor mir eine neue Welt."

„Und diese meine Sinne, was sind sie: Wie kann ich durch diese Häute, Röhren, Fasern und Säfte zur Vorstellung dessen kommen, was außer mir schwebt? Wie können sie das Sinnliche in Geistiges, das Körperliche in Vorstellung verwandeln? Ist die Harmonie, welche draußen mich im Weltall anspricht, Eigenthum dessen, was hinter den Erscheinungen spielt, die ich Körper nenne, und nach ihren Eindrücken auf meine Nerven unterscheide; oder ist sie Wirkung jener Röhren, Fasern und Säfte? Oder Wirkung der Organisation meines Vorstellungsvermögens, welches ich bald Geist, bald Seele heiße"?

„Was ist meine Seele? — Es geht mir mit mir selbst, wie mit den Erscheinungen der Sinnenwelt. Ich erkenne mein eignes Daseyn nur in den Erscheinungen meines Ichs in

den Gedanken, in den Vorstellungen, in den Wünschen, in den Handlungen aller Art. Was ich nun selbst bin, das dieses Alles hervorbringen kann, ergründ' ich wieder nicht. Mein Geist ist ein unsichtbarer Quell; ich sehe Ströme seiner Thaten fließen, ohne zu wissen, woher? Ich bin der Wilde, ohne Spiegel, welcher die Gestalten aller seiner Freunde kennt, nur nicht seine eigne, die er nie gesehen."

„Welch' eine Verwirrung? Ich bin, ohne zu wissen wer? In Verknüpfung mit Dingen, die ich nicht kenne. — Und warum bin ich so? Warum nicht anders? Wie kam ich als Theil zu diesem Weltall? Gab es eine Zeit, da ich nichts war? Wer zog mich ans Bewußtseyn? Was soll ich auf diesem räthselhaften Schauplatz"? —

„Fragen und ewige Fragen, denen keine Antwort hallt. Ich ergründe meine Bestimmung nicht; nicht, ob ich als einiger Zweck hieher gestellt wurde, oder als Mittel für andre, dunkle Absichten. Ich bin eingezwängt in die Fugen des Universums, und muß nun da seyn, und weiß nicht einmal, ob ich mich aus denselben

losreißen kann mit eigner Macht. Ich kann das Werkzeug zerstören, diesen Körper, durch welchen ich handle und Erscheinungen zeuge; habe aber keine Gewißheit, ob ich damit das Unbekannte zerstört habe, welches die Handlungen wirkte? Ich kann das Holz verbrennen, aber was hab' ich vernichtet? Gewiß nicht den Urstoff, das Wesen, das jene Aussenseite zeugte, die ich Holz genannt habe, sondern nur die Form, die Farbe, den Zusammenhang; und ich nenne nun die neue Erscheinung, nach veränderter Form und Farbe Asche. — Das erste Wesen bleibt; ich hab' es nicht vernichtet, sonst würde es nicht andre Erscheinungen hervorbringen können."

„So steh ich da, ungewiß, ob ich mich losreißen kann aus dem Universum, ob ich fortdauern müße? Fortdauern? und wozu? — War ich mit dem Weltall von Ewigkeit her, warum weiß ichs nicht? Und wenn ich fortdaure, werd' ichs wieder wissen, daß ich da sey? Ich taumle durch unerleuchtbare Finsternisse, und schlage überall an die ehernen Schranken der menschlichen Einsicht. Welch' ein Land liegt hinter diesen Schranken"?

„Daß die Welt so erscheint, wie ich sie wahrnehme, ist also nicht weil sie an sich so ist, sondern weil meine Sinnen so eingerichtet sind, daß ich sie dergestalt mir vorstellen muß. — Muß? Wie anders? Ich folge in meinen Vorstellungen Gesetzen, die ich mir nicht selbst gab. Ich kann mich nicht über dieselben hinausschwingen. Ich kann die Ordnung nicht zerbrechen, in der ich alle Empfindungen und Vorstellungen genieße. So denk' ich mir Alles auf einander folgend, oder in der Zeit. Die Zeit ist nichts ausser mir. Ich rieche, fühle, schmecke, höre und sehe sie nicht. Zeit ist etwas in mir; und doch nicht eine bloße Vorstellung, denn diese könnt' ich ändern, sondern ein Theil meiner Organisation, ein Gesetz, eine Form in der ich zwangsweise alle meine Vorstellungen reihen muß. Herrscht, wie im Gewühl meiner Gedanken und Empfindungen, auch im dunkeln Universum draußen eine Zeit? Ein Aufeinanderfolgen? Ist dort eine Vergangenheit und eine Zukunft, oder bilden sich diese beiden allein in meinem Gemüth? Ist ein Beginnen und Aufhören im Weltall, oder nur in der Welt meiner Vorstellungen"?

„Und woher diese Welt meiner Vorstellungen? Wer baute dies seltsam in einander greifende Werk, welches, ohne zu wissen, wie und was und warum es ist, nur erkennt, daß es läuft und treibt und wirkt? — Wer war sein Urheber? — Wie, muß es denn geschaffen seyn? Wer ist denn des Schöpfers Schöpfer? Ist es nothwendig, daß alle Dinge einen Anfang nehmen? — Was war vor dem Anfang des Universums? — Sind Anfang, Schöpfung, Ursache, nicht abermals Vorstellungen, die ich aus den Erscheinungen der armseeligen Sinnenwelt sammelte, oder Folgen der eigenthümlichen Organisation meines Gemüths? Kann es bey den Dingen an sich nicht eine ganz andre Bewandtniß haben, als in dem engen Vorstellungskreise meines Ichs? Warum trag' ich die Idee von einem Gott? Weil ich mir nicht erklären kann das Räthsel der Welt ohne diesen Schlüssel. Aber der Schlüssel wird wieder zum Räthsel — wie soll ich dies lösen, ohne einen zweiten Gott? Und was hab' ich dann? Wo hör' ich dann auf? — Da stoß' ich wiederum an den Gränzstein mei-

ner Vernunft — ich kann den Zauberkreis nicht überspringen, in welchem ich gebannt stehe."

„So, ihr Lieben, schwindelt' ich von Zweifeln zu Zweifeln. Ich verlor mich in einer Wüstenei. Ich sah eine Welt voll Betrüger und Betrogner; die gesammte Menschheit in Täuschungen über sich selbst. Die Thaten der Könige und ihrer Helden gleichen fürchterlichen Rasereien; die Werke der Philosophen und Gottesgelehrten kindischen Fabeleien. Ich sah Millionen Kniee sich beugen vor Altären für ein unbekanntes Wesen, dessen Daseyn die Vernunft nicht einmal gewährleistet. Ich sah Millionen Herzen brechen im Tode unter der Hoffnung, der Hauch der Allmacht werde für schönere Welten wieder ihren verwehten Staub sammeln und erwärmen."

„Und doch alle diese, die in ihrem Irrthum lächelten und starben, sie waren so glücklich! Wie gern gäb' ich all meine Weisheit hin, rief ich oft, für eure Träume! Einst blühte auch mir die Natur in ihrer Herrlichkeit; und ihre Schönheit war beseelt, und ein holder

Geist sprach mich aus ihren Wundern an. Nicht umsonst spannte sich das durchsichtige Gewölbe des Himmels über mir, und flossen in ihm die strahlenden Gestirne. Jeder Stern, mir damals eine schönere Welt, leuchtete voll geheimer Bedeutung hernieder in die Thränen der Erdbewohner; und eine Ahndung des Ewigen und Ewigvergeltenden wehte durch das Firmament und über die schauernde Erde hin und an die glühenden Herzen. Und wenn der Frühlingsmorgen den Himmel anzündete und die Gebürge färbte, und die schlafenden Thäler weckte mit Lerchenschlägen — wenn der Gesang erwachter Kreaturen hinaufscholl zur Höhe; meine Kniee in der Freude einsanken, und ich beten wollte im Staube, hundert Blumen dann um mein Haupt zusammenfielen, und mit dem Thau der Rose meine Thränen sich mischten — Ach! dann rief's aus der Tiefe und aus der Höhe: Gott ist die ewige Liebe! — Damals streut' ich noch Blüten auf die Gräber, und nannt' ich den Sarg nur die Wiege des zweiten Lebens. Und die erste Thräne des Schmerzens, welche auf den geliebten Todten

fiel, war zugleich die erste Thräne der Hoffnung und Sehnsucht, bald ihm wieder vereint zu seyn, da wo kein Seufzer mehr die müde Brust bewegt, und Seeligkeit ist ohne Aufhören."

„Ihr seht, meine Lieben", fuhr Dillon fort: „Ich war sehr unglücklich. Aber ich suchte mich zu erheben, und ein Schicksal männlichen Muthes zu ertragen, welches ich glaubte nicht ändern zu können. Ohne zu wissen, ob ein Gott herrsche, und Unsterblichkeit mein Loos sey, ehrt' ich die Gesetze der Tugend, und fühlte in ihrer Erfüllung zuweilen einigen Trost. In dieser Gemüthsstimmung war es, daß ich mich zu Toulon befand; und hier war es, wo ich den Mann kennen lernte, der mir den verlornen Frieden zurückgab."

5.

„Eines Tages", so erzählte unser Abbé, „empfing ich den Auftrag, mich in das Spital des Bogno zu begeben, um dort einen alten Galeeren-Sklaven zum Tode zu bereiten.

Die Aerzte hatten die Hoffnung aufgegeben ihn zu retten, zugleich auch die beim Spital angestellten Geistlichen. Diese fanden in dem grauen Sünder einen Ketzer, welcher sich durchaus nicht bekehren lassen wollte. Man hielt mich damals für einen Gelehrten. Der Kapitän der Galeere, Herr Delaubin, schien den Sklaven zu schätzen, und da er mich persönlich kannte, drang er ebenfalls in mich, für das Seelenheil des vorstockten Sünders zu sorgen. So wenig auch in mir Neigung war, einen Abtrünnigen in den Schooß der Kirche zurückzuführen, gab ich den Bitten nach. Man hatte meine Neugier rege gemacht, indem man allgemein behauptete, der Ketzer sey vollkommen vom Teufel besessen; sey ärger als Calvin, und bringe die geschicktesten Heidenbekehrer aus dem Text."

„Ich gieng. — Sonderbar genug, dacht ich unterwegs bei mir selbst, und konnte mich des Lachens nicht erwehren. Ein Freygeist soll hier den andern bekehren. Hätte der gottesfürchtige Kapitän der Galeere mich besser gekannt, er würde mich nicht so bestürmt haben.

Aber so treiben wir traurige Mummerei im Leben. Keiner von allen Sterblichen, und wär es der Weiseste und Tugendhafteste, hat Muth genug, in der Welt ohne Maske einherzugehn."

„Man führte mich in das Zimmer des kranken Galeeren-Sklaven. Da saß er, in einen alten Mantel gewickelt, mit dem Gesicht gegen das offene Fenster gekehrt, im vollen Sonnenschein, als wollte er sich in ihm erwärmen, und zugleich der heitern Aussicht ins Freye geniessen. Er drehte den Kopf nach mir um. Ich vergesse dieses blasse Heiligen-Gesicht, so lang ich leben werde, nicht. Hier war nicht der düstre, stiere Blick des gewöhnlichen Verbrechers, oder die schamlose Frechheit des verhärteten Lasters, oder die dumpfe Reue und Niedergeschlagenheit der gezüchtigten, aber nicht gebesserten Bosheit; nein, es war die stille Unbefangenheit einer reinen Seele, die Güte der Unschuld, welche aus den großen schönen Augen sprach. Das Antlitz des Unglücklichen, angegriffen von der Rauheit aller Witterungen, und gebleicht von der Krank-

heit, hatte, so sehr es auch das Antlitz eines Leidenden war, dennoch etwas Edles und Einnehmendes in allen Zügen. Im Nacken des kahlgeschornen Hauptes erblickte man noch einige dünne, graue Haare, welche dem Kopfe, auch dem Kopfe des Verbrechers, ein ehrwürdiges Ansehen gaben. Genug, ich war bei diesem Anblick sonderbar betroffen. So hatte ich den Mann gar nicht erwartet."

„Ich näherte mich ihm. — Verzeihn Sie", sprach er: „Ich kann Ihnen meine Ehrerbietung nicht bezeugen. Sie sehn meine Füße da auf dem Strohkissen hingestreckt. Sie sind schon bis zum Knie angeschwollen. — Ich trat vor ihm hin, und fragte nach seinem Namen. Er nannte sich Alamontade, gab mir seinen Geburtsort an, und zugleich daß er, in der Blüte seiner Jahre zu den Galeeren verdammt, die Strafe bis auf ein halbes Jahr überstanden habe. Er war nun fast seit neun und zwanzig Jahren Galeeren-Sklav gewesen."

„Wohl dir", sagt' ich zu ihm: So wirst du bald erlöst seyn — du wirst deine Heimath wiedersehen, und den Rest deiner Tage als ein redlicher Mann leben können."

„„Ich werde meine Heimath nicht wiedersehn""! sagte er mit einer bebenden Stimme: „„Ich habe keine Heimath in dieser Welt — man hat sie mir geraubt. Ich sehne mich ins stille Land der Gräber. Ich weiß es ja, der Tod ist freundlicher mit mir, als das Leben. Er wird so lange nicht mehr zögern, als er nun schon gezögert hat.""

„So ungefähr redete der Sklav. Ich gestehe, daß die sanfte Würde, daß die Wahl der Ausdrücke, daß das Bedeutungsvolle in seiner Stimme, mich eben so sehr rührten, als verlegen machten. Alles überzeugte mich, daß dieser aus der bürgerlichen Welt Verstoßene keiner von den Gewöhnlichen seines Gelichters sey; daß er wenigstens ehemals einer guten Erziehung genossen, und die Spuren derselben auch mitten in der verworfnen Gesellschaft, worinn er fast die Hälfte seines Lebens zugebracht hatte, treu bewahrt haben müße." —

„Glaubst du also", nahm ich wieder das Wort: „Glaubst du also, Alamontade, daß du deine Freisprechung nicht erleben werdest"?

„„Ich hoff' es wenigstens"", gab er zur

Antwort, „„daß der Tod mich früher von der Bürde meiner Tage, als das Gesetz von den Fesseln, erlösen werde.""

„Und kannst du wirklich mit so großer Ruhe an den Tod denken? Hast du deine Strafzeit auch also angewandt, daß du hoffen darfst vollkommen mit dem Richter der Todten und Lebendigen ausgesöhnt zu seyn? Sieh, Alamontade, der Herr Kapitän Delaubin hat viele Gnade für dich. Er glaubt selbst, du werdest nur noch wenige Tage zählen — — — ich komme wirklich, bewogen durch sein Verlangen, zu dir, um — — —"

„Alamontade unterbrach mich": „„Die Gnade unsers Herrn Kapitäns rührt mich tief; auch Ihre Menschenliebe, mein Herr, ehr' ich. Aber ich bitte Sie demüthigst, meinen Herrn zu ersuchen, keinen Geistlichen weiter zu senden, sondern meinen letzten Stunden den Trost der Einsamkeit zu lassen. Soll und muß ich denn auch dieses Trostes entbehren? — Kann es zu Ihrer Beruhigung gereichen, so erklär' ich nochmals, daß ich schon seit drei und zwanzig fürchterlichen Jahren auf die schöne Mi-

nute meines Sterbens vorbereitet bin; daß ich ohne Kummer sterbe; daß ich vor dem Todtenrichter nicht bebe. Kann aber meine Bitte nicht gewährt werden, so fleh' ich, abzuwarten mein Stündlein, wo mir dann Nachtmahl und letzte Oehlung gereicht werden mögen.'"' —

„Er sagte dies mit so herzlichbittender Stimme, daß ich ohne anders mein Wort gab, mich für ihn zu verwenden. Unter andern ließ ich dabei den Gedanken ganz unwillkührlich fallen: Es sey eine Pflicht, das Begehren der Sterbenden zu ehren; und wenn er ein Gottesläugner wäre, solle man ihn nicht wider seinen Willen in den Himmel bringen."

„„Sie sind ein Geistlicher""? sagte er: „„Ihre Worte haben mir wohlgethan, mehr denn alle Ermahnung Ihrer Vorgänger. Sie geben mir Ruhe, und machen mich zum Herrn meiner kostbarsten Stunden, der letzten. Einem Mann, wie Ihnen, voller Duldung und Erbarmen und Einsicht, kann auch die Dankbarkeit eines Sklaven nicht unangenehm seyn.'"—

„Ich gab ihm zu verstehen, daß ich zu seiner Beruhigung mehr thun zu können wünsche;

und daß es keines Dankes werth sey, ihn nicht mit theologischen Betrachtungen behelligen zu wollen, wenn sie seiner Neigung zuwider seyen. Ich warf diese Gedanken hin, um den sonderbaren Menschen weiter zu erforschen. — Er sah mich mit dem Ausdruck des Erstaunens an, und rief nach einer Pause: „„Mein Herr, Sie sind ein außerordentlicher Mann““!

„Außerordentlich“? sagt' ich: „Ich finde nichts Außerordentliches in Erfüllung der ersten Pflichten jedes Menschen.“

„„Eben darin liegt das Außerordentliche““! rief er.

„Ich verlangte von ihm, sich näher zu erklären. Er schien Anstand zu nehmen, und fragte mit Schüchternheit, ob ich nicht zürnen würde, wenn er frei ausrede? Ich versicherte ihn, daß es mir sehr lieb seyn werde.“ Darauf sprach er: „„Mein Herr, wenn der gewöhnliche Mensch seine Pflichten thut, verdient er wahrlich des Lobes nicht. Aber der Mensch, den Stand und Würde über seine Mitbrüder erheben, und sein Herz verhärten, und sein Urtheil lähmen, verdient Bewunderung, wenn

er unbefangen und der menschlichen Natur getreu bleibt. An gebornen Königen soll man jede Tugend, an Soldaten das Zartgefühl für Leidende, an Advokaten die Gerechtigkeit, an Priestern die Duldung fremder Meinung rühmen.""

„Einem alten Galeeren-Sklaven glaubt' ich dies Urtheil nicht anrechnen zu müßen. Aber doch wurde der Mensch mir durch dies und Alles, was er sprach, bedeutender. Ich drang weiter in ihn. Ich war glücklich genug, sein Vertrauen zu erwecken. Ich erfuhr, daß er in seiner Jugend den Wissenschaften obgelegen, und von ihnen hinweg zur Ruderbank geführt sey. Er hatte sein Verbrechen, welches es auch immer seyn mogte, hart genug gebüßt. Aber, so sehr auch Neugier mich brannte, glaubte ich doch des Unglücklichen schonen zu müßen mit der Erinnerung seiner Vergehungen, in den letzten Momenten eines trauervollen Daseyns."

„Meine Unterhaltung schien ihm angenehm gewesen zu seyn. Er bat demuthsvoll um Wiederholung meiner Besuche." „„Ich bin die-

ser Gnade nicht würdig"", sagte er: „„Aber Ihr gütiges Herz schlägt für den Elenden. Auch der Sklav ist noch ein Mensch und Ihr Verwandter. Ich bin ein Entehrter, und ohne Eigenthum. Als mir noch mein rechter Arm nicht abgeschossen war, konnt' ich noch zuweilen schreiben. Man hat mir die Blätter gelassen, auf welche ich meine Klagen unter tausend Thränen gezeichnet. — Diese Blätter will ich Ihnen, als mein Vermächtniß, einst hinterlassen. Vielleicht werden sie Ihnen lieb.""

„Ich erfüllte sein Verlangen. Ich besuchte ihn täglich. Unser Gespräch wandte sich bald zu den erhabensten Angelegenheiten der Menschheit. — O! Ihr Lieben, dieser Verachtete erhob sich bald vor mir in die Reihe der ehrwürdigsten Sterblichen. Er, den ich von seinen Irrthümern bekehren sollte, er bekehrte mich. Seine Weisheit wurde in den Nächten des Lebens mein Leitstern. Seine Tugend heiligte mich wieder. Ich verließ niemals den göttlichen Sklaven, ohne gebesserter zu seyn; und in der Stille meines Zimmers zeichnete ich mir die Gespräche wieder auf, die wir gepflo-

gen hatten. — Kommet! Ich theile euch Alamontades Unterhaltungen mit. So ehr' ich sein Andenken am schönsten. Was ihr bis jetzt von mir vernommen, betrachtet als Einleitung zu Allem. Euer Seelenzustand ist derjenige, welchen ich zu dem sterbenden Sklaven brachte. Was er damals zu mir sprach, nehmet, als sey es zu euch gesprochen." —

Mit diesen Worten erhob sich der Abbé Dillon. Wir giengen schweigend am Ufer des Sees hin. Die Sonne sank unter, und Schatten schlichen über die Welt. Roderich und ich waren düster. Dillon hatte das dünne Rohr zerbrochen, auf welches sich unser Geist bisher noch gelehnt, um nicht zu vergehn in der Quaal ängstlicher Zweifel. Wir schwankten stützenlos, und hiengen uns fest an Dillons erhabnen, festen Sinn, wie schwache Kinder an ihren Vater sich schmiegen.

Als wir auf des Abbé Zimmer kamen, und die Kerzen angezündet waren, zog er unter seinen Papieren ein Heft hervor. Wir setzten uns, und Dillon las:

6.

Ob ich gleich den Sklaven nicht mit Nachforschungen über theologische Dinge behelligen wollte, weil ich fürchtete, ihn zu kränken, leitete er doch selbst die Rede dahin. Er sprach mit Wärme über Religion.

„Wie", sagte ich, du hast doch also eine Religion, Alamontade"? Glauben Sie, antwortete er, daß ein Mensch ohne Religion sey? Nur die Kindheit und der Wahnsinn mögen ohne solche seyn. —

„Und welche ist die Deinige? Denn man hält dich für einen Gottesläugner."

Ich bin ein Verstoßener aus der Gesellschaft meiner Mitbrüder, antwortete Alamontade: Darum macht es keinem ein schweres Gewissen, alles Böse von mir zu glauben und zu sagen. Ich habe Verzicht gethan auf die Freundschaft meiner Brüder, darum wag' ichs nicht mehr, den Mund zu öffnen, meine Rechtfertigung auszusprechen. Ich gehöre niemandem an. Hätt' ich eine Freude, wer mögte sie auch theilen

mit mir? — Und meine Leiden hab' ich muthig allein getragen. —

Er versank in ein wehmüthiges Schweigen. Dann erhob sich sein Blick wieder zu mir, und er sprach: Sie fragen nach meiner Religion? Wie soll ich Sie Ihnen beschreiben? Es ist die, welche der Schöpfer meiner Vernunft mir durch den Mund derselben offenbarte. Die Vorurtheile des grossen Haufens, die Sittenlosigkeit der Priester und Mönche, die Widersprüche des kirchlichen Lehrbegriffs mit den unerschütterlichen Wahrheiten der Natur erweckten in frühern Zeiten mein Nachdenken. Und dieses leitete mich aus dem Schooß der Kirche in den Arm Gottes.

„Und du fandest dich unter allen Schicksalen bei deiner Religion beruhigt?"

Ach! mein Herr, beruhigt? Ja wohl, aber darum litt' ich nicht minder. Wie ein freundlicher Talisman erhält uns die Religion über den Wellen im Schiffbruch des Lebens, damit wir nicht untergehn. Aber so umhergeworfen in den Wogen des Elends, mein Herr, kann man doch nicht lächeln, und stände uns der

Himmel offen, wie dem heiligen Stephanus. —

„Ich wünsche dir Glück, daß dein Glaube dir wenigstens so viel geholfen. Weit entfernt, wie es eigentlich mein Auftrag ist, deine religiösen Ueberzeugungen anzutasten, wünsch' ich sie kennen zu lernen, um sie jedem Unglücklichen einzuflößen, wenn es möglich wäre."

Meine Religion, mein Herr, kennt ein jeder. Sie ist der Stamm und das Wesen einer jeden. Sie finden sie in allen Welttheilen wieder. Alle Völker haben sie; nur mit mancherlei Schmuck und Zusatz, dessen sie für mich nicht bedarf. Mir ist's leichter, als Allen, sie so zu haben. Ich bin ein Elender, der keinem Volke mehr angehört, aber doch der Menschheit. Darum hab' ich nicht mehr die Religion eines Volkes, sondern die Religion der Menschheit, und niemand verfolgt mich darum. Auch haben sich die Nationen nie gestritten um die Religion, sondern um deren Schmuck und menschlichen Zusatz. — Aber seys doch! Wohl denen, die da für ihren Glauben siegten; wohl denen die für ihn starben. Beide waren in ihm seelig. —

„Wenn du aber deinen Glauben für den wahren hältst, und nicht mehr zweifelst; wenn du also überzeugt bist, daß die Religion Anderer nur Wahn und Irrthum sey, wie magst du sie doch seelig preisen?"

Weil sie es waren. Ach! wär' ich ein Mensch, wie andere, und wie ich's einst war, und hätte der Welt Vertrau'n und Liebe gewonnen — dennoch hätt' ich mich der Sünde gefürchtet, fremden Glauben anzutasten. Die Bewohner der Erde leben in ewiger Unmündigkeit. Sie sind Kinder allesamt, und bedürfen des Gängelbandes und des Vormundes. Ihre Vernunft liegt in der weichen Wiege der Phantasie; und die Empfindungen steh'n umher sie zu wiegen. Zwar schwebt vor ihnen die gewaltige Natur und zeigt mit lauter Stimme: Es ist ein Gott! Zwar wohnt im Innern ihres Herzens ein heiliger Bürge für die Unsterblichkeit der Seele — doch ist ihr Vertraun zu sich selbst zu blöde. Sie zittern vor der Selbsttäuschung. Sie glauben dem Fremden mehr, als dem Heimischen. Sie bedürfen der Offenbarung. Wohlan denn! Jedes Volk

hat seinen Gottgesandten und Propheten; und jedes Kind glaubt seinem Vater mehr, als sich selbst. — Nur wenige Einzelne erheben sich aus der Masse der Millionen; sie verstehn das Zeugniß der Natur und den Bürgen in ihrer Brust, und das Licht ihres Geistes wird ein Leitstern der Menschheit. Dies sind die Mündigen. —

„Kann aber", sagte ich, „kann dereinst nicht eine Zeit erscheinen, wo das Menschengeschlecht aus dem Stande der Unmündigkeit hervortritt?"

Ich zweifle daran, antwortete Alamontade. Bei dieser Welteinrichtung, wo wir unser Brod genießen sollen im Schweiße des Angesichts, verfliegt der schönste Theil des Lebens überall am Pfluge, am Webestuhl, in der Scheune und am Schiffsruder, im Dienst irrdischer Bedürfnisse. Nur Wenigen ward es gegönnt, ihre Tage den Wissenschaften zu weihn. Es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo endlich das Volk die Resultate der Philosophie und Naturkunde, und die Früchte mühsamer Untersuchungen aus allen Feldern der menschlichen Er-

kenntniß, als Eigenthum besitzt; es kann ein Jahrhundert erscheinen, wo selbst die Religion in ihrer stillen Einfalt, und entbürdet alles sinnlichen Gepränges, Religion des Volkes ist — aber nie wird das Volk selbst untersuchen und prüfen können. Es wird die großen einfachen Grundsätze und Lehren nicht aus eignen Quellen unmittelbar schöpfen, sondern sie im Vertraun auf des Lehrers Weisheit empfahn. — Und so wie denn, so steht es noch jetzt. Es hängt an dem Autoritäthabenden. Jetzt noch an einem Göttlichen; späterhin an einem Irrdischen. Graue Vorurtheile werden ausgehn, aber neue emporsteigen und die Welt beherrschen. Die Menschen werden kunstvoller, gebildeter, menschlicher werden. Sie werden einst schaudern vor den Zeiten der Barbarei, in welchen wir noch heut leben — sie werden das öffentliche Elend mindern — und dennoch aus dem Stande der Unmündigkeit nie hervorschreiten können. —

„Ich zweifle, ob die Menschheit, indem sie sich ausbildet, und eines höhern Grades der Einsicht des Zartgefühls sich freut, zugleich des Elendes weniger sehen sollte?"

Warum nicht? O! wahrlich, mein Herr, unter einem veredeltern Volke würde ich nie die schönste Hälfte meiner Tage im Kerker und in Fesseln verschmachtet haben. Können Sie nicht glauben, daß mit der Kultur der Völker die öffentliche Glückseeligkeit steigt, und das Elend sinkt — so vergleichen Sie einen Augenblick lang die gebildeten Nationen unsrer Zeit mit den rohen Horden, die nur auf der ersten Stufe der Kultur stehen; theilen Sie einen Augenblick mit diesen die Angst des Aberglaubens, die Ungezähmtheit brünstiger Leidenschaften, die Unmenschlichkeit ihrer Kriege, die Grausamkeit ihrer unbeholfenen Rechtspflege, die bittern Früchte der Unwissenheit in jeglichem Theil des Lebens — -- -- vergleichen Sie den wohlhabenden Europäer unsers Jahrhunderts mit dem wohlhabenden Mann des wilden Mittelalters unsrer Zeitrechnung! — Die Entwickelung der mannigfaltigen Anlagen menschlicher Natur vergrößert den Genuß des Lebens, und die Freuden der Sterblichen; die Zerstörung schädlicher Vorurtheile, die fortdauernden Eroberungen im Gebiet der Wissenschaft ver=

mindern die Zahl der Uebel, und geben der Seele allmälig eine Größe und Kraft, mit welcher sie sich selbst über die unabänderlichen Uebel emporhebt.

Lassen Sie sich, fuhr Alamontade fort, nicht irre machen durch den Eigensinn der Dichter und die Laune der Philosophen, welche in der Kultur der Völker nur einen Zuwachs des Uebels erblicken, und, da in der wirklichen Welt nichts ihren Idealen allgemeiner Glückseeligkeit entspricht, diese in die Tage der Vorwelt, oder einer bessern Nachwelt verpflanzen, — Tage, die niemand erlebt hat und niemand erleben wird. Denn es gehört zu den Schwächen des Menschen, immer von Wünschen umringt zu seyn; es gehört zu den alltäglichen Täuschungen, die Stunden der Vergangenheit und der Zukunft reitzender zu finden, als die Gegenwart. Gegenwart ist nur ein flüchtiger Punkt in der Zeit; er ist verflogen der Moment, in dem wir ihn kaum dachten, und ein andrer schwebt schon vorüber, eh' wir ihn erwarteten. Unsre Empfindungen sind in diesen Momenten zertheilt. Erst in der Uebersicht ei-

ner ganzen Reihe derselben erblicken wir ihren Werth. Daher sind weder die Freude noch die Gefahr so schön oder so schrecklich in den Momenten der Gegenwart, als während wir ihrer Ankunft entgegensehn; und beide gewinnen abermals frischere Farben, sobald sie zur Vergangenheit schweben. — Wir preisen die Seeligkeit des kindlichen Lebens; aber wenn ein Gott uns die Wahl frei gäbe, wer würde dahin sich zurückstellen lassen? Und Dichter und Philosophen, welche die Kultur der Nationen anklagen, bauet ihnen doch Hütten unter den Irokesen oder Finnländern, unter den irrenden Tartaren, oder den Algierern und Marokkanern — und erwartet ob sie ihr Loos rühmen?

So redete Alamontade: Ich hörte ihn mit Vergnügen an; meine Einwürfe galten nur, ihm neue Gedanken zu entlocken.

7.

Als ich eines Nachmittags zu Alamontade kam, fand' ich ihn im Bette. Eine ungewöhnliche Heiterkeit überstrahlte sein Antlitz; er

lächelte mich an; nie hatte ich ihn lächelnd gesehn.

„Du scheinst dich heut wohl zu befinden"? sagte ich zu ihm. — „O sehr wohl! Schon erstreckt sich die Geschwulst meiner Füße gegen die Hüften; und der Arzt schüttelte sein Haupt bedenklich. Er mag also doch länger nicht dem Feind wiederstehn, welchen er Tod nennt, und ich Leben heiße." —

„Stirbst du denn so gern, Alamontade?"

Er sah mich bei dieser Frage mit einer unbeschreiblichen Heiterkeit an; in seinen Blicken spiegelte sich das verschlossene Feuer seines Herzens. — Wie? sprach er: Wenn der freundliche Augenblick erscheint, welcher mir von den müden Beinen die schweren Eisenketten nimmt, und mich aus der dumpfen Kerkerkammer führt, und aus der traurigen Fremde in die geliebte Heinmath zurück, soll ich da zittern? Wer liebt auf Erden noch den vergessenen Alamontade? Kein Auge wird mitleidig über seinem Leichnam in Thränen sich auflösen. Ich hinterlasse nichts Geliebtes, welches mir die Rückkehr zum väterlichen Hause erschweren könnte. —

„Und dein väterliches Haus? Wo ist das, Alamontade?"

Es ist da, wo ich wieder bei den Meinigen seyn werde; wo ich wieder, in der großen Familie des Allvaters, als Kind auftrete, und allen gleichgeschaffnen Wesen gleich gelte. Der Erdball gehört auch zum Gebiet des Ewigen; aber hier ward ich hinausgeschleudert ins Elend, und keiner kannte mich, keine Seele grüßte mich, als Bruderseele. —

„Weißt du es denn, Alamontade, weißt du es gewiß, daß nach der Todesstunde noch Stunden des Lebens dich erwarten? Magst du mit unerschütterter Ueberzeugung dein Auge schließen? Du bist es gewesen, der mir selbst bekannte, daß keine geoffenbarte Religion dich erquicke. Wie magst du, ohne höhere Offenbarung, dein Loos nach dem Tode wissen? — Doch ich will nicht mit Zweifeln deine innere Ruhe unterbrechen."

Wahrlich, antwortete Alamontade: Diese Ruhe bricht kein Zweifel. Ich selbst stehe da, wo diejenigen standen, welche dem schwachen kindlichen Menschengeschlecht Offenbarung ge-

ben, ohne sie empfangen zu haben. Der Mensch in seiner Vollendung bedarf keiner übernatürlichen Erscheinungen, um sich im Weltall zu orientiren. Nur der Blinde muß geleitet werden durch fremde Hand; ihm bleibt die Strafe dunkel, auch wenn ihm tausend Sonnen sie beleuchten. —

„Wann aber ist der Mensch in seiner Vollendung"? fragt' ich.

Sobald er seine gesammten Anlagen ebenmäßig ausgebildet hat, sie recht zu würdigen und zu verwenden weiß — erwiederte Alamontade: — Wer mit den Händen gehen, und mit den Füßen schreiben will, wird ein Thor gescholten, und mit Recht. So ist auch der ein Thor, welcher mit der Einbildungskraft die Ewigkeit umfassen, und sich vorstellen will; oder wer die angenehmen Gefühle zu Sittengesetzen macht; oder wer da leugnet das Gewesene, was seinem Gedächtniß entronnen, oder an keine Zukunft glaubt, weil sie noch nicht gewesen ist; oder einen Gott bezweifelt, für dessen Daseyn so viel, oder so wenig Beweise sind, als für das Daseyn unsers Ichs. — Stark

ist der Mensch, und groß und einem Gotte gleich in seinem Lebenskreise. Aber die falsche Richtung seiner Kraft macht ihn gebrechlich. Er will mit seinen Augen hören, mit seinen Ohren sehn. Das kann er nicht. Dann weint er über das Elend des menschlichen Wesens, und klagt die Welt und ihren Urheber an; ihm mangelt überall die Wahrheit, und ist er doch selber daran Schuld. —

Ich fühlte mich von dieser Rede getroffen. Ich entdeckte mich dem weisen Manne ohne Hinterhalt; verrieth ihm meine Krankheit, diese fürchterliche Zweifelsucht, welche all' meinen Frieden zerstörte.

An Allem zweifeln Sie, sprach er lächelnd: Also auch daran, daß Sie zweifeln? Sie finden nirgends in der Welt Gewißheit; also auch darin nicht, daß Sie es sind, der keine Gewißheit findet? —

„Nein"! rief ich: „Daß ich da bin, kann ich nicht läugnen, ohne Wahnsinn; daß ohne mich noch andre Dinge sind, ist auch gewiß. Aber was diese sind, warum ich bin? — Das weiß ich nicht."

Woher wissen Sie, daß Sie sind? Wer hat es Ihnen geoffenbart? —

„Ich empfinde, ich denke, und daraus schließ' ich, daß etwas empfindet und denkt; und dies Etwas ist mein Ich. Es wirket etwas auf mich ein, unabhängig von der Willkühr meiner Vorstellungen; ich habe demnach keinen Grund am Vorhandenseyn andrer Dinge zu zweifeln. Aber die Dinge an sich kenne ich nicht, sondern nur ihre Wirkungen auf meine Sinne. Ich ergründe nun aber wieder den Zusammenhang meiner Sinne nicht, mit der Außenwelt, Ich finde, je länger ich die Natur studiere, daß die von den Außendingen in mir erzeugten Wirkungen, mich gar nicht berechtigen sollen, auf ihre Beschaffenheit zu schließen, sondern daß die Beschaffenheit der Wirkungen eine Folge meiner unbegreiflichen Einrichtung sey."

Ach! mein Herr, sagte Alamontade: Wenn es dem Menschen nicht um höhere und schönere Geheimnisse, unendliche Fortdauer, Vergeltung nach dem Tode u. s. w. zu thun wäre: Die Kenntniß der ihn umgebenden Dinge würde

ihn sehr wenig beschäftigen. Aber mit Vergnügen will ich Ihren Gedanken folgen. Das, was durch das ganze Leben meinen einsamen Stunden Unterhaltung gewährte, soll mir auch die letzten Wochen, oder Tage, oder Stunden meines Hierseyns versüßen. Ich gestehe mit Ihnen, daß mir die Dinge an sich in geheimnißvoller Finsterniß wohnen; daß ich eigentlich nur in einer Vorstellungswelt lebe, die sich mir nach den Gesetzen meines Gemüths präsendirt. Aber auch in dieser muß ich, nach eben den Gesetzen, das wirkende Etwas, von der Wirkung unterscheiden. Ich sehe also das Universum in zwey Theile zerfallen; eine Welt voller Erscheinungen, oder der Wirkungen auf mich, und diese ists, die ich allein erkenne — eine andere Welt voll wirkender, an sich unbekannter Ursachen; zu diesen gehört mein Ich, oder wenn Sie wollen, meine Seele, die selbst Erscheinungen hervorbringt. So erblick' ich freilich von dem ungeheuern Uhrwerk des Universums nur die Außenseite, nur das Zifferblatt; aber finster und räthselhaft bleibt mir das innere Getriebe, und der erhabne Künstler. —

„Du sprichst", sagt' ich, „du sprichst von Ursachen und Wirkungen; aber weißt du auch, ob dem wirklich im Universum also sey? Wer bürgt dafür, daß nicht Alles anders sey, als du dir es vorzustellen gezwungen bist? Wie, wenn dein ganzes Universum nichts mehr und nichts weniger, als eine nothwendige Folge deiner Organisation wäre, so wie die Rose das nothwendige Produkt der innern Einrichtung des Rosenstockes ist?"

Darauf — erwiederte mein Philosoph — läßt sich nur eins antworten: Entweder will ich Gebrauch von meinem Erkenntnißvermögen machen, und dann muß ich in Folge seiner Gesetze denken. Oder ich will nicht nach den Vorschriften meiner Vernunft urtheilen, will dem Vernunftgemäßen etwas Vernunftwidriges an die Seite setzen, als gleich geltend, und dann hört alle Philosophie auf, und der Wahnsinn nimmt ihren Platz ein. Die Sprache des letztern versteh' ich nicht, so wenig er sich selbst versteht. So lange ich so Mensch bin, das heißt vernünftig bin, rede ich nach der Vernunft, und der Zweifel des Wahnsinns kann

mich nicht anfechten. Ich spreche nur von der Welt, wie ich sie haben, nicht von dem, wovon mir kein Beweis, keine Spur, keine Ahndung zugekommen, und was nirgends für mich, als in einem Seitensprung der Phantasie ist. —

Genug, ich weiß, daß ich da bin, wiewohl der Wahnsinn auch sich selbst bezweifeln mögte; ich weiß, daß andre von mir unabhängige Dinge auf mich wirken. Ich bin, und bin nicht einsam. Ich theile den Genuß des Daseyns mit Millionen anderer Wesen. Ich erkenne, unter diesen Millionen, mir gleichgeschaffne Wesen, und nenne sie und mich, weil sie eine freie Selbstthätigkeit haben allerlei zu wirken, Geister. Ich erkenne sie, wie mich, nur aus ihren Erscheinungen in Worten und Handlungen. — Aber ihre Natur ist mir unbekannt. Sie gehören zu den ersten Ursachen, zu den Kräften, welche die Welt mit ihren Wirkungen füllen, wiewohl sie selbst Geheimniß bleiben. —

„Und warum müßen sie Geheimniß bleiben"? fragt' ich.

Auf dieses Warum? — antwortete er: — findet sich keine Antwort inner den Gränzen unsrer Erkenntniß; die Frage streift am Horizont unsers Wissens. Auch ich habe einst mich vorwitzig oder neugierig ans dem Kreise herausschwingen wollen, welchen die Natur um meine Wirksamkeit gezeichnet hat; aber bald fühlte ich die Eitelkeit meines Bemühens. Der erste Schritt zur Weisheit und Beruhigung ist, das Unmögliche wahrzunehmen; der zweite, nicht das Unmögliche zu wollen. Da es nun thöricht ist, das Unmögliche zu wollen, so muß uns das Opfer leicht werden, für immer und gänzlich mit unsern Gedanken von ihm abzulassen, und uns ganz allein mit dem zu begnügen, was wir haben. —

Und das, was wir haben im Reiche des Wissens, ist genug zu unsrer Beruhigung. Während mein Geist in den Wundern der unendlichen Natur schwelgt, fühlt er sich selbst, als einen der edlern Theile, in ihr. Die ganze Natur bleibt, nur die Formen, die Farben der Dinge ändern; aber was hinter diesen Formen und Farben liegt, und was diese

wechselnden Erscheinungen hervorbringt, hört nicht auf. Ich kann durch die Gewalt des Feuers einen Palast auflösen in unsichtbare Sonnenstäubchen. Aber damit hab' ich nur ein Verhältniß der kleinen Theile zu einander aufgehoben, welches ehemals Palast hieß; die Theile selbst hab' ich nicht ausgerottet aus dem Weltall. Die wirkenden, unbekannten Kräfte, die Dinge an sich bleiben; nur andre Erscheinungen zeugen sie jetzt, das heißt, sie machen auf meine Sinnen einen andern Eindruck, da sie in andern Verhältnissen mit mir stehn. —

Weiter bring' ich nicht. Theils erblick' ich überall den Gränzstein meines Wissens; theils bedarf ich zu meiner Beruhigung nicht mehr, als mir zu wissen vergönnt ist. —

„Ich gestehe dir," „sagt ich zu Alamontade": Deine Philosophie ist sehr genügsam. Die meinige leider fordert mehr. Sie sucht feste, unbedingte Wahrheit, und findet sie nirgends. Sie sucht Gewißheiten über die wichtigsten Angelegenheiten der menschlichen Natur, und entdeckt nur Zweifel weit umher."

Sie sind unglücklich, weil Sie mehr wollen, als Sie können, und Sie Wünsche nähren, deren leidenschaftliche Stimme die sanftere Sprache der Vernunft und des Herzens überschreyt. Zwei Wege aber können wir nur einschlagen. Entweder müßen wir unsre Gemüthskräfte gebrauchen, wie wir sie haben oder wir geben uns muthwillig dem seltsamsten Wahnsinn preis. Das letztere geschieht, wenn wir, um mich des schon gebrauchten Beispiels zu bedienen, von den Ohren fordern daß sie sehen, von den Füßen, daß sie den Dienst der Hände verrichten sollen; wenn wir auf den Händen gehen, und mit den Augen Töne behorchen wollen. Es geschieht, wenn wir unsre Freyheit bezweifeln, und doch stündlich Wahlen treffen; wenn wir allen Glauben verwerfen, und doch täglich auf Vermuthungen hin handeln; wenn wir nirgends Beruhigung, als in unumstößlichen Gewißheiten sehn, und dennoch in der Welt voller Täuschungen, eben durch die Täuschungen, sehr vergnügt seyn können. So ist der Philosoph (wenn ich den noch einen Liebhaber der Weisheit nennen darf,

der sich in ewigen Widersprüchen mit sich selbst gefällt) ein unglückliches Wesen. Er klagt die Natur an, und sollte doch nur seine eigne Thorheit befehden. –

„Wie aber erklärst du dirs", fragte ich ihn, „daß die Menschen immer geneigter werden zu zweifeln, je mehr sich ihre Kenntnisse vergrößern, und ihre Begriffe läutern? Man wollte doch glauben, das Forschen und Lernen führe endlich zur Wahrheit, und die Wahrheit zur Ruhe. Warum findet das Gegentheil statt? Warum sind die am ruhigsten, und, wenn du willst, am glücklichsten, welche am wenigsten wissen; und warum ist die Qual unauflöslicher Zweifel der Lohn des thätigen Forschers? Sollte dies nicht Verdacht auf den Werth unsers Wissens werfen, und uns das Streben nach höherer Ausbildung unsers Selbsts verleiden, da es unsere schönsten Hoffnungen zerreißt, unsre heiligsten Ziele vernichtet, und mit trostloser Nacht das Eden verbirgt, wohin unsre Sehnsucht zielt?"

Alamotade lächelte sanft, und streckte seine Arme empor, und seine Augen glänzten

von einem freudigen Strahl. „Auf meinem Eden", rief er, „liegt keine trostlose Nacht! Ich bin — und bin im unendlichen, unerforschten Weltall; aus ihm verliert sich nichts. Mein Seyn ist mit dem Seyn des Universums eins. Es ist eine Urkraft; aus ihr bin ich geboren; ihr Name ist auf aller vernünftigen Wesen Zungen; von ihr weht dunkel jedem Herzen Ahndung an; und jeder Vernunft ists geboten, sie zu denken, sie zu ehren. Und das ist Gott"! — —

Alamontade hatte meine Frage nicht verloren. Er nahm sie nach einiger Zeit wieder auf.

Nichts scheint mir natürlicher, sagte er, als daß der Mensch immer tiefer in Zweifeln versinkt, je weiter er den Spuren einer aus der Ferne leuchtenden Wahrheit nacheilt. Die träge Unwissenheit glaubt alles, sie bezweifelt nichts. Wer sich ihr entreißt, entdeckt unter zehn verehrten Wahrheiten gewiß neun Irrthümer. Beschämt vom mannigfachen Selbstbetrug, wird er des Mißtrau'ns voll. Ihm genügt nichts mehr, als feste, unumstößliche

Gewißheit; er findet sie nirgends, denn überall kann er hinzusetzen; unter andern Verhältnissen könnt' es doch auch Alles anders seyn! — Er wird zum Zweifler. So rühren Aberglauben und Unglauben unmittelbar zusammen. Der Stuhl Petri zu Rom trug daher die ersten Atheisten der Christenheit. —

Zwischen der Nacht und dem Tage ruht die Dämmerung; zwischen dem Irrthum und der klaren Weisheit das quälende Helldunkel des Zweifels. —

„Aber warum verschmachtet so mancher in diesen Nebeln, und findet sich nicht hinaus zum Licht?" fragt' ich dazwischen.

Vielleicht fehlts manchem, sagte er, an Muth, er bleibt stehen, statt vorwärts zu schreiten in grader Bahn; ein andrer, der die Träume seiner Kindheit liebt, schaudert vor der ungewöhnlichen Gestalt der Wahrheit, und kehrt zurück, von wannen er kam. Ich kannte in meiner Jugend manchen bußfertigen Atheisten. —

Noch andre suchen das Licht auf falschen Wegen, das heißt, statt fortzuschreiten, drehn

sie sich in ihrem Zweifelkreis herum. Sie wollen beruhigende Ueberzeugung vom Daseyn Gottes, von der Unsterblichkeit der Seele. Um diese Entdeckung zu machen, fangen sie vergebliche Untersuchungen über die Natur der Dinge an sich, der Kräfte an, von denen wir doch nur die Wirkung, und nicht sie selbst wahrnehmen. Sie wollen erfahren was Gott an sich, und was die Seele an sich sey, während wir doch nur Erscheinungen von beiden erblicken können. Nach langem fruchtlosem Bemühn stehn sie in ihrem Helldunkel wieder auf der alten Stelle, und sie verzweifeln, sich aus dem Labyrinth zu finden.

Wieder andre wählen den Weg der Aehnlichkeit der Dinge; sie erklären, wie unter gewissen Verhältnissen in der Körperwelt die Dinge wirken. Je tiefer sie in die Geheimnisse der Natur eindringen, je mehr sie die Körper in ihre einfachen Bestandtheile auflösen, je einfacher finden sie das Gesetzbuch des Universums, nach welchem alles Vorhandne auf einander wirkt, sich aneinander zieht, sich scheidet und neue Dinge erzeugt. Daß der

Mensch denkt, erkennt, und will uud handelt, daß er die Umlaufs-Bahnen der Weltmassen berechnen, und die Gesetze der gährenden Natur ergründen kann, halten sie nun für ein Produkt seiner Organisation, wie Frucht und Blüthe Folgen der Einrichtung der Pflanze sind. Zerstört der Pflanze Wurzel, rufen sie, und Frucht und Blüthe fallen. So des Menschen Geist! — Was haben sie uns nun gelehrt? Sie erklärten aus unbekannten Dingen, die wir nie ergründen, das Unbekannte so wir wissen mögten. Denn die Kräfte, welche jene Erscheinungen hervortreiben, die wir Körper heißen, bleiben ihnen Räthsel. Aus den Erscheinungen also wollen sie ein Etwas erklären, und dessen Schicksale, was selbst nicht Erscheinung, oder Körper ist, sondern reine, wirkende Kraft; ich meine den menschlichen Geist. Sie machen den Menschen zum aufgezognen Uhrwerk, zum Automat, und predigen des Ruhmes willen ihre Lehre, an die sie selbst nicht glauben mögten. —

Aber bei den meisten Menschen entspringt wahrscheinlich die Zweifelkrankheit aus der fal-

schen Anwendung ihrer Gemüthsvermögen bei Behandlung des großen Gegenstandes. Sie wollen mit der regern Fantasie erwirken, was nur die Vernunft allein vermag. Sie wollen sich unter gewissen wenn gleich dunkeln Bildern vorstellen, was sich nur denken läßt, wie mathematische Punkte und Linien sich nur denken lassen. Sie sind der Einbildungskraft zu wenig Meister. Während die Vernunft arbeitet, schiebt die Phantasie unvermerkt den reinen Begriffen Bilder unter, und der getäuschte Philosoph nimmt diese oft für jene und verzweifelt zuletzt am Gelingen seiner Sache. Daher ist jene Krankheit meistens jungen Männern Ihres Alters eigen, mein lieber Herr Abbé, wo man vom Spielplatz der Einbildungskraft in die Werkstatt der Vernunft tritt, und beide liebt, und beide wirken läßt, und die ersten Werke unsrer Selbstthätigkeit seltsame, wenn gleich zuweilen schöne Mißgestalten werden. —

„Das gilt für Euch beide", sagte Dillon lächelnd, und sah uns an.

Roderich drückte ihm die Hand, und sprach:

„Der alte Sklav hat in vielen Dingen recht. Man muß aber seine Werke zwei und dreimal hören, um ganz in ihren Sinn zu tauchen."

„„Mich gelüstets am meisten,"" sagt' ich, „„des Mannes eigne Ueberzeugungen kennen zu lernen, um dann zu erfahren, ob sie die meinigen verdrängen, oder befestigen werden"".

„Es sey"! antwortete Dillon: „Lesen wir ein andermal Alamontades von mir aufgezeichnete Unterredungen, und schreiten wir zur Sache. Wir wollen jetzt von ihm hören, was er von seinem Geist und dessen Schicksal denkt, und warum wir so und nicht anders denken sollen."

Dillon überschlug einige Hefte, zog eins der letztern hervor, und las:

9.

„Und welchen Weg wähltest du, Alamontade, um dich aus der düstern Region der Zweifel zum Licht zu finden!"

Auch mich, antwortete er, marterte einst die fürchterliche Ungewißheit über den Werth

meines Lebens, und über mein künftiges Schicksal. Wem sind diese Gegenstände nicht früher oder später einmal wichtig geworden? Immer aber fand ich nur zwei Wege, welche mich zu einiger Kenntniß über diese Angelegenheiten führen konnten; den Weg der Erfahrung, und den Weg der selbstthätigen Vernunft. —

Der Weg der Erfahrung schien mir lange der allein sichre. Allein bald empfand ich, daß meine Gegenstände außer dem Horizont irrdischer Erfahrung wohnen; daß ich nie, bei meinen gegenwärtigen Verhältnissen, mit den dermaligen Werkzeugen meines Gemüths, die außersinnlichen Ursachen der Dinge oder Erscheinungen erkennen möge, die mich umgeben; daß ich vergebens ringe, Erfahrungen in einer Welt zu machen, für die mir keine Flügel gegeben wurden; daß ich zwar selbst ein Theil dieser dunkeln Welt der Kräfte und Ursachen sey, aber ohne Wahrnehmungssinn für sie, nur mit Wahrnehmungssinn für ihre Wirkungen. —

So blieb mir noch allein der Vernunft-

weg. Ich empfand Lebhaft, daß ich, wenn ich von Ueberzeugungen sprach, doch immer auf die Gesetze der Vernunft zurücksehn mußte. Was ihnen widersprach, konnte mich nicht überzeugen. Ich bemerkte, daß alle Menschen, ohne Verabredung, ohne sich jemals gesehn zu haben, zu allen Zeiten, unter allen Zonen die gleichen Vernunftgesetze besaßen, wie ich, und daß sie nur in Anwendung dieser Gesetze von mir abwichen. Ich bemerkte, sobald das neugeborne Kind durch eine Reihe von eignen Erfahrungen und Vergleichung derselben nnter einander, in Stand gesetzt war, sich selbst von andern Dingen zu unterscheiden, das heißt, sich seiner bewußt zu werden, daß es eben sobald anfieng, in diesen Gesetzen zu denken, zu handeln. Ich fand dasselbe beim abgestorbnen Greise, dessen Einbildungs-Vermögen versiegt, dessen Gedächtniß verblichen war. Bis das Leben seines Körpers erlosch, behielten die Gesetze seines Denkens ihre Hoheit, ob er gleich, bei Lähmung seiner Sinn-Werkzeuge, wie z. B. wenn er Alters wegen kindisch wurde, nicht

mehr im Stande seyn mogte, die ihn umringenden Dinge recht zu erkennen, richtig zu würdigen, und die Gesetze seines Ichs gehörig anzuwenden. —

Denk' ich, handle ich in diesen Gesetzen, so entwickelt sich Alles vor mir in lichtvoller Harmonie. Versuch' ich's, mich ihrem Gebot zu entziehn, so stürzt Alles in ein unauflösliches Chaos zusammen; ich schwindle unter mich selbst zerreißenden Widersprüchen hin; ich rase. —

Die Einrichtung meines Ichs zwingt mich Alles, als Ursach oder Folge zu denken. Ich selbst erkenne mich als die Ursache meiner Gedanken, Wünsche und Handlungen. Ich kann nicht anders, als dem Daseyn der mich umgebenden Welt der Kräfte, von welchen ich nur die Wirkungen auf mich, nicht sie selbst erkenne, eine Grundursache zu geben. Selbst der Atheist läugnet diese nicht hinweg. Er nennt die geheimen zusammenwirkenden Kräfte der Natur Grundursache aller der Erscheinungen, die uns umschweben. Er giebt ihnen Ewigkeit, wie andre sie ihrem Gott zuschrei-

ben, und setzt die Stärke seines Zweifels gegen ein Daseyn Gottes, oder seinen Beweis für die Hinlänglichkeit der geheimen Naturkräfte zur Erklärung der Welt, in unsrer Unbekanntschaft mit ihnen. Wir kennen sie zu wenig, um über sie entscheidend abzusprechen, sagt er. Wohlan, ich bin seiner Meinung. Auch er hat eine höchste, geheime Ursache der Welt angenommen. Sie ist sein Gott. Er aber hält seine Kräfte für, blind nach ihren Gesetzen wirkende Wesen. Die Natur, sagt er, von Ewigkeit so, trieb von Ewigkeit her, ohne sich dessen bewußt zu seyn, die Erscheinungen und ihren Wechsel hervor. So wäre denn allein der Mensch das vollkommenste Wesen, weil er Bewußtseyn des Lebens hat. So wäre denn die Natur ein Gott, der edlere Dinge hervorbrachte, als er selbst ist. Das Universum wäre eine todte Maschine, die sich nicht selbst erkennt. aber Wesen gebiert, welche werth wären Götter zu heißen, weil sie allein eigentlich leben, und die Natur erkennen. Der Gedanke empört mich. So lange ich ein vernünftiges Wesen bin, kann ich ihm nicht anhangen. —

zwingt mich die Vernunft, ein höchstes Grundwesen anzunehmen, so zwingt sie mich zugleich, es nicht unvollkommner mir zu denken, als ich selbst bin. Diese wunderbare Harmonie im Weltganzen, diese berechneten Gesetze der geheimen Naturkräfte, welche das unermeßliche All leiten, sind ein so erhabner Gedanke, wie keiner von mir selbst gedacht werden kann, und jemals von Sterblichen gedacht worden ist. Ich ahnde aus diesem Gedanken eine mir ähnliche Kraft, ähnlich in Rücksicht der Selbstthätigkeit und des Bewußtseyns. Und so tief die Werke menschlicher Kunst unter der Organisation des Universums liegen, so tief liegt der Mensch mit seiner Weisheit und Kraft unter Gott und unter der Weisheit und Kraft des höchsten Wesens. —

Ja mein Herr, wer die Gesetze der Vernunft nicht zerbrechen kann, der kann das allesordnende, herrschende, allesbeseelende Urwesen nicht aus dem Universum verweisen in das Reich des Nichtseyns. — Der Mensch steht, wegen seines Bewußtseyns und seiner erhabnen Eigenschaften auf einer hohen Stufe

in der Ordnung der Dinge. Und ein Beweis seiner Höhe ist selbst, daß er durch Organisation seiner Vernunft gezwungen ist, Gott zu denken. Mag ein selbstsüchtiger Schulweiser, mehr um zu glänzen, als seine innern Ueberzeugungen zu geben, die Begriffe verwirren, Zweifel anspinnen, und sich groß dünken, bewiesen zu haben, es sey kein Gott — der Schrey der ganzen Natur ist wider ihn. —

Gott ist. Ich kann mich in tausend Zweifeln verstricken, und mich mit Einbildungen betäuben, und immer treib' ich wieder auf den Gedanken: Gott ist! Der Ruf der Vernunft dringt durch alle Sophistereien empor. Alle Nationen, alle Welalter, eins vom andern unbelehrt, sprachen den Namen der Gottheit aus. Nur verschieden mußte sich der menschliche Geist die Größe Gottes denken, weil die Stufen seiner Bildung verschieden waren. Der Japanese und der Christ, der Philosoph und Kamtschadale, der Jude und Sinese, der Muselmann und Neger — alle beugen sich anbetend vor dem Urwesen, dessen Bild sich in dem hellern oder trübern Spiegel

ihrer Vernunft wahrnehmen läßt, klärer oder verworrener. —

Was fordert man von mir? Soll ich zweifeln am Daseyn des unendlichen Welt-Geistes? Zweifeln an der ewigen Wahrheit der Vernunft-Grundsätze? So wollet ihr, ich solle den grellen Widerspruch vorziehn der einfachen Uebereinstimmung meines Wissens; ich solle den Wahnsinn vorziehn der Wahrheit; so meine eignen Zweifel bezweifelnd, schreite ich von Unsinn zu Unsinn. Merkwürdig ists, daß unsre Skeptiker im gemeinen Leben vernünftig dachten und handelten, wie andre; nur in ihrem Studierzimmer wurden sie irre. Ihre Werke sind Meisterstücke scharfsinnigen Wahnsinns.

Alles was man bei dem Anblick des wundervollen Weltalls, und der zartberechneten Verkettung der Dinge sagen mag, ist: Ich begreif' es nicht! — Armer Mensch, wie wilst du es auch? Wenn du in deinen Schachten tausend Klaftern tief unter den Boden hinabsteigst, und die unterirrdische Natur belauschen mögtest, wo sie in ihren dunkeln Fel-

senkammern die Metalle kocht, Ströme zeugt und Feuerspeiungen bereitet, ach! dann hast du ja nur kaum die dünne Haut des ungeheuren Erdballs gereitzt. Sein gigantisches Eingeweide sahst du nicht. Wenn dein Auge, mit Fernröhren bewafnet, das weite Reich des Himmels durchstreift, und die Weltkörper mißt, wie sie unermüdet und harmonisch durcheinander kreisen; wenn du in ungeheuren Fernen eine neue Welt entdeckst, deren Daseyn sonst kein Sterblicher ahndete, und für deren Entfernung jeder irrdische Maaßstab zu klein wird, was sahst du? O du winziges, unbemerktes Wesen, du bebst vor der Größe des Wassertropfens, in welchem du lebst, und ahndest schaudernd die Möglichkeit eines zweiten und dritten, wenn gleich dir schon dein eigner unermeßlich scheint. Du weißt nichts vom rauschenden, ewigen Ozean, worin dein kleines Weltall bedeutungslos hinrinnt, dessen Tiefe kein Grund, dessen Fläche keine Ufer beschließen. —

Und doch philosophirt das Würmchen in seinem Tropfen über das Unendliche, und

wagts zu läugnen, was er nur nicht begreift.

Die Vernunft gebietet mir, von diesem unendlichen, unbegreiflichen All, den unendlichen, unbegreiflichen Urheber zu glauben. Eine Weisheit redet mich an aus allen Theilen des Universums, unter deren Größe jedes Maaß aufhört. Wir sind in unsern Erkenntnissen so dürftig, so arm, daß wir vergebens ringen nach einer würdigen Vorstellung von dem Höchsten. Die Vorstellung des Weisesten auf Erden von ihm ist immer nicht der Gott der Unendlichkeit, sondern ein Menschgott. Da uns Kindern aber auch schon diese Vorstellung wohlthut, o so laßt uns das matte Bild von dem unsichtbaren Vater behalten — bis er einst sich entschleiert; bis wir reif sind, und vollkommener. —

10.

„Ich trat", fuhr der Abbé Dillon erzählend fort, „an das Lager des unglücklichen Weisen, drückte gerührt seine harte Hand, und

sprach: Du hast recht, Alamontade. Alles, was auch der strengste Zweifler nur über diesen großen Gegenstand sagen kann, ist: Ich begreif' es nicht. Es läßt sich darüber kein anschaulicher Beweis, weder dagegen, noch dafür geben. Ich fühl's, Alamontade, mit dir, wir sind ohne Kraft, ohne Fittig für die übersinnliche Welt. Aber nun Gott aus dem ewigen, unendlichen, prächtigen Weltall stolz so hinwegläugnen wollen — elendes, winziges belebtes Stäubchen, der Mensch! — ist die überspannteste Anmaassung eines unwissenden Thoren, eines Philosophasters dem zu Figurieren mehr Schul- als Mutterwitz gegeben ward. Der menschliche Geist, gezwungen gleichsam durch seine Organisation, durch seine innern Verhältnisse, durch die Gesetze seines Denkens, muß ein höchstes Wesen glauben, obgleich er dasselbe nicht sinnlich wahrnehmen, nicht mathematisch beweisen kann. Dieser Glaube ist mit allen Gesetzen der Vernunft so innig verflochten, daß, ihn zerstören, die Vernunft zerrütten heißt. Dies fühlten alle Weltalter. Kein Völkerleh-

rer und kein Volk auf Erden sprach jemals: „Ich weiß Gott"! sondern in allen Zungen heißt es: „Ich glaube Gott!"

Wohlan, fuhr Alamontade fort: Und in diesem von der Menschheit unablöslichen Glauben liegt zugleich ihr unzerstörbarer Werth. Der Gott, welcher sich auf keine Weise in unsrer Vernunft offenbaren konnte, als dadurch daß er dieselbe so organisirte, daß sie auf sein Daseyn nothwendig hinstoßen mußte, der Gott, welchen ich als das erhabenste, von allem was ist, denken muß, der Gott, sag' ich, kann wenigstens nicht unvollkommner seyn, als der menschliche Geist. Ich muß ihn mir also denken als die erhabenste Macht, als die grenzenloseste Weisheit, als die unendlichste moralische Güte. —

Bei diesen Worten unterbrach Roderich den Abbé: „Da lief ein seltsamer Gedanke durch Alamontades Rede"! rief er: „Er sprach von der Offenbarung des höchsten Wesens in unsrer Vernunft. Ich gestehe, daß es zur Beruhigung des Menschen doch außerordentlich beigetragen und allen Zweifel immerdar zerschla-

gen haben würde, wenn Gott durch irgend eine Art sich dem Menschen in der Welt offenbart hätte, und nicht allein in der Vernunft. Es ist mir schwer, den Gedanken oder Wunsch recht deutlich auszudrücken. Aber ich will ungefähr so viel sagen, daß die Art der Gottes-Offenbarung, von der Alamontade redet, bei weitem nicht so einleuchtend wäre, als manche andre seyn würde."

Der Abbé Dillon lächelte, legte sein Heft vor sich nieder, und sprach: „Für die Rolle, welche wir hienieden zu spielen geschaffen wurden, auf dem Punkt, wo wir in der Verkettung der Wesen stehn, mit den Werkzeugen der Erkenntniß, deren wir als Wesen, die Menschen heißen, theilhaftig wurden, ist keine andre Selbstoffenbarung der Gottheit möglich, als die durch die Vernunft. Mit meinen äußern Sinnen, mit Augen, Ohren, Gefühl, Geruch und Geschmack kann ich nur das Sinnliche wahrnehmen. Aber das Uebersinnliche, Geistige kann nur vom Geist berührt werden. Welche Offenbarung kannst du selbst erfinden, die über allen Zweifel hinaus erha-

ben wäre? — Einen unmittelbaren Gesandten der Gottheit an das Menschengeschlecht, der uns ihr Daseyn gepredigt und mit Wundern bestätigt hätte? Fast jedes Volk rühmt sich diese Gesandten gehabt zu haben; sie lebten und lehrten einige Jahre, und Zweifel folgten ihrer Sendung und ihren Wundern nach. Der Sinese glaubt an seinen Fohi, der Inder an seinen Brama, der Jude an seinen Moses, der Türke an seinen Propheten. Wir, lieber Roderich, zweifeln aber an der himmlischen Sendung Aller. Wenn heute die Todten ihre Gewölbe sprengten, auferständen und Offenbarung predigten, würden wir ihnen glauben? Wir sähen in dieser Auferstehung nichts, als etwas Ungewöhnliches. Wir würden sie nicht als einen Beweis ihrer göttlichen Sendung und der Wahrheit ihrer Worte, sondern als einen Beweis unsrer bisherigen Unkunde vom Gang der Natur ansehn. Jede Wahrheit trägt die Kraft zu überzeugen in ihrem eignen Schooß, nicht in mit ihr selbst unverwandten Dingen. Wenn ich dir erweisen wollte, der Cirkel, indem er rund ist, sey zugleich ein Viereck, und

Staatliche Bibliothek Bamberg

zwei Mal zwei seyen sieben, du würdest lachen. Wenn ich nun zum Beweis der Wahrheit meiner Worte den Strom bergan laufen, und die Sonne am Himmel umhertaumeln ließe, so würdest du darum nicht von der Wahrheit jener Sätze überzeugt seyn, sondern sprechen: Es sind jene seltsamen Naturerscheinungen Beweise, daß wir die Gesetze der Natur und ihre Kräfte noch nicht kennen."

„Wollte sich Gott also dem Menschengeschlecht offenbaren, das heißt, ihm die Empfindung mittheilen: Gott ist! — so konnte es nicht durch eine Wirkung auf die Sinne, sondern auf den *Geist* geschehn. Diese Wirkung mußte nicht nur, wie bei einer Propheten-Sendung, einige Jahre lang, sondern beständig, *zu allen Zeiten*, dauern; nicht allein sich auf eine Zahl gläubiger Auserwählten, sondern auf *alle Menschen ohne Ausnahme* erstrecken. Freund, diese Offenbarung, diese einzig mögliche, nun haben wir. Der Schöpfer steuerte die Menschen mit einem Vermögen aus, welches wir Vernunft nennen. Dies Vermögen hat dieselben Gesetze des Denkens unter allen

Zonen und Zeitaltern, und in eben dieses Vermögen legte Gott die Offenbarung von seinem Daseyn. Er offenbarte sich aber durch die unabänderliche Einrichtung der Vernunft, daß sie, in eben dem Augenblick, wo sie thätig werden will, nothwendig auf den Gedanken hintreiben muß: „Es ist ein Gott"! Verlangst du mehr? Spricht dieses große geoffenbarte Wort nicht die älteste Urkunde der Menschheit, und das jüngste Volk des Erdballs, welches nur von jener Urkunde nicht einmal weiß?" —

Dillons Rede erschütterte auch mich mit sonderbarer Gewalt. In Roderichs Augen funkelte der Thau einer Thräne. Wir breiteten beide zugleich die Arme aus, umarmten den holden Greis, küßten seine Wangen, und riefen: „Es ist ein Gott!"

Ein leichter Zug der Abendluft wehte über die Blumen des Gartens durch die offnen Fenster kühlend her um unsre glühenden Schläfe. Der Mond tauchte die Welt in zauberhaftes Wesen, und eine Million ferner Sonnen funkelte in verworrenen Sternbildern vom Himmel herab.

11.

Nach einer kleinen Weile nahm der Abbé Dillon das niedergelegte Heft auf und las:

Und so, rief Alamontade, ists genug! Was will ich denn weiter? Es ist ein Gott, die höchste Güte, die höchste Macht — es ist kein willenloses, todtes, mechanisches Wesen — denn sonst wäre ich, der ich mit Bewußtseyn ausgerüstet bin, mehr als Gott! — Ich bin das Werk dieses höchsten Wesens voller Heiligkeit und Güte — ich bin sein Werk! Mehr bedarf ich nicht zu meiner Ruhe. Ich will sterben — der Tod macht mich nicht zittern. Es ist ein Gott; auf ihn sterb' ich mit süßem, ganz hingebendem Vertrauen. — Unsterblichkeit? Soll ich mich mit Beweisen quälen, und mit Zweifeln? O nein, das kümmert mich nicht weiter. Ich bin das Werk des heiligsten Wesens. Er war es der in meiner Brust die unauslöschliche Sehnsucht nach dem Ewigseyn selbst einhauchte! nicht ich habe diese Sehnsucht mir geben können. Er wars, nicht ich, der in meiner Vernunft, wie

in aller Menschen Vernunft, das Gesetz des Denkens legte: Aus Nichts wird Nichts, und wieder: Ein Ding, das da ist, kann nicht aus dem Sinn vertilgt, oder nichts werden, sondern Alles bleibt, was im Weltall ist, inner dem All; aber nur nicht, wie es ist, bleibts. Und dieses Gesetz meiner Vernunft, dem die Erfahrung beistimmt, so weit sie reicht, ist mir die von Gott gegebene Ahndung, das reine Symbol meiner Unvernichtbarkeit. Ich sehe wohl überall in der Natur das Reich der Formen ändern, aber nicht die Stoffe selbst aufhören, welche jene zusammensetzten. Ich sehe überall wohl die Erscheinungen sich wandeln, aber nicht die Kräfte, welche im Dunkeln hinter diesen Erscheinungen liegen und sie bewirken. Warum soll ich nun meines Glaubens an Gott spotten, und mir einbilden, es war vergebens mir jene Sehnsucht in das Herz gelegt, und jenes Gesetz, welches auf die Ewigkeit hinzeigt, vergebens in die Vernunft? Warum soll ich nun über das von ihren eignen Wirkungen verschleierte Reich der Urkräfte klügeln, da ichs nie ent-

schleiern, und also auch nie darthun kann, die Kraft, die ich mein „Selbst" nenne, höre auf zu seyn, wenn die Form meines Körpers aus- einander fällt? Warum soll ich glauben, daß die todte Kraft, welche jene Erscheinung wirkt, die ich Sonnenstäubchen heiße, warum soll ich glauben, daß sie vom Anbeginn der Dinge war und ewig bleiben wird; daß hin- gegen die Kraft, welche ich mein Ich heiße, und die erhabensten Wirkungen hervorbringt, bald aufhöre? —

Es war von jeher ein wunderlicher Misgriff der Schulgelehrten, wenn sie Kundschaft über die Natur der menschlichen Seele, und über die wechselseitigen Einwirkungen der Seele und des Körpers sammeln wollten, um dadurch auf Beweise für oder wider Unsterblichkeit zu gelangen. Diese weisen Meister nahmen die Seele etwa, wie ein Gebäu, dessen längere oder kürzere Dauer sich etwa aus dem Werth der Zusammensetzung der Materialien, oder der Güte von diesen erkennen ließe. Alle jene Bemühungen sind deswegen eitel geblieben bis auf den heutigen Tag, weil sie unbesonnen

und kindisch waren. Die Natur der Seele an sich, so wie das Wesen des Körpers an sich sind unerkennbar, weil wir beide (Seele und Körper) nur als Erscheinungen verborgner Kräfte wahrnehmen. Es fehlt uns aber, so lange wir Menschen sind, ein Sinn für die finstre Welt der Dinge an sich, oder der hinter den Erscheinungen derselben spielenden Kräfte. Es ist demnach gleich' thöricht, Beweise für die Vernichtung oder Unvernichtbarkeit des menschlichen Geistes aus dem herauszuziehn, was unerforschbar ist. Alle Erfahrung verläßt uns bei diesem Gegenstand, weil wir nie Erfahrung haben von den Urkräften, oder Dingen an sich, sondern nur von den Erscheinungen für unsre Sinne. —

„Wirklich, mein lieber Alamontade", sagte ich, „habe ich die Versuche längst verachtet als furchtlos, aus der Natur der Seele über ihre Fortdauer oder Vernichtbarkeit zu urtheilen. Auch die Erfahrung bleibt stumm. Inzwischen will ich dir nicht bergen, daß neulich die Stelle eines Buches mich sehr erschüttert hat, wo von eben dieser Angelegenheit gere-

det wird, und der Schriftsteller sagt: Ich finde überall, daß das Geschlecht der Dinge fortdauert, aber die Individuen untergehn. Es liegt mir darin etwas Wahres. Die Natur, unbekümmert um die Erhaltung des Einzelnen, sorgt nur für die Fortpflanzung der Gattung, und dies ist genug für die Dauer der Weltordnung. Es liegt der Natur nichts daran, ob in einem Tage Milliarden Insekten vergehn, als wären sie niemals im Gebiet der Schöpfung gewesen; aber ihre Gattung, ihr Geschlecht bleibt." —

Gattung? — rief Alamontade: Geschlecht? Giebt es im Reiche der Wesen an sich auch Gattung und Geschlecht? Reden Sie nicht von den Körpern, von dem Sinnlichen, das heißt von den Wirkungen der Kräfte? Nun ja, da sind Gattung und Geschlecht; da lösen sich die einzelne Theile wieder auf, während die Raçe bleibt. Was hat dies Alles, was wir durch die Sinne erfahren, zu schaffen mit der Welt an sich? Ich rufe Ihnen meine ersten Grundsätze ins Gedächtniß zurück, um mich deutlicher zu machen. Alles was wir hö-

ren, sehen, fühlen, riechen, schmecken, sind Wirkungen unbekannter Dinge auf unser Vorstellungs-Vermögen durch das Werkzeug der Sinne. Farbe, Gestalt, Härte, Säure, Schwere u. s. w. sind also Wirkungen, oder Erscheinungen der unbekannten Dinge, und nicht sie selbst. Meine eignen Gedanken und Empfindungen selbst sind nur Wirkungen oder Erscheinungen einer unbekannten Ursache, die ich mein Ich nenne. Das ganze Weltall des Menschen scheidet sich also in zwei große Hälften: In die wahre Welt, oder in das Reich der wirkenden Kräfte; und in die Welt der Erscheinungen, oder in das Reich der von jenen Kräften erzeugten Wirkungen. Wir selbst, oder unser Ich, gehört zu der Welt an sich, oder zu der übersinnlichen (weil sie nicht durch die Sinne wahrzunehmen ist), sie beschäftigt sich aber nur mit den Erscheinungen, oder der Sinnenwelt. Alle Erscheinungen sind aber nicht im Stande uns über die Natur der Dinge an sich zu bekehren. Alle unsre Gedanken und Empfindungen belehren uns nicht über das Wesen des dunkeln Quells,

aus dem sie hervorströmen, und den wir Seele nennen. Wie also können Sie, mein Herr, von jenen Verhältnissen gewisser Erscheinungen, die wir mit den Worten Theil und Ganzes, Gattung und Geschlecht bezeichnen, auf die Vernichtung der Urkräfte schließen, welche jene einzelnen Theile oder Erscheinungen hervortreiben, die man Gattung und Geschlecht heißt?

„Ich erkannte den durch die Verwechslung begangnen Irrthum" sagte der Abbé Dillon, „und bat meinen Philosophen fortzufahren."

Nicht die Erfahrung — sagte Alamontade, und Alles was von da herrührt, belehrt uns über unsre Fortdauer. Wir haben darüber keine andre Offenbarung empfangen, als diejenige, welche der Urheber unsrer Vernunft in diese selbst eingelegt hat. Indem wir die Vernunft ungehindert nach ihren Gesetzen wirksam werden lassen, ist sie es, welche die Weissagung ausspricht von unsrer Unsterblichkeit. Die Ahndung eines Lebens nach dem Tode schwellt die Brust aller Nationen von einiger Reife (im Kinde, und dem ihm gleichen Volke, ist die Vernunft noch nicht in voller Wirksamkeit.) —

Nicht genug, daß wir die Dinge an sich, oder die unter den Erscheinungen verborgnen Kräfte nicht kennen, mithin also auch gar nicht einmal über ihre Vernichtbarkeit einen Ausspruch wagen dürfen; nicht genug, daß uns absolute Vernichtung eines Etwas sogar unbegreiflich, unvorstellbar ist (denn was wir als Vernichtung kennen, ist nur Veränderung des Verhältnisses einer Erscheinung zur andern), so gebietet die Vernunft aus höhern Ursachen, die Unsterblichkeit zu glauben. Dies ist aber nicht ein Glaube, den wir willkührlich annehmen oder ablegen können, ohne großen Nachtheil; sondern wir bringen die Vernunft mit sich selbst in Widerspruch, wir zerstören die wunderbare, mit höchster Weisheit geordnete Harmonie ihrer eignen Gesetze und Wahrheiten, wenn wir jenen Glauben verwerfen, und die Unsterblichkeit unsers mit Gedanke, Gesetz und Willen ausgerüsteten Ichs in Zweifel ziehn. —

12.

Hier schwieg der Abbé abermals. Während wir den letzten Worten Alamontades nachsannen, blätterte jener in den Heften. Er fand endlich das Gesuchte, und sprach: „Hier, liebe Freunde, noch das Letzte für heut, und einst für mich, und vielleicht jetzt für euch das Wichtigste von Allem, was jener liebenswürdige Sklave gesprochen.“

„Ach“! rief der sanfte Roderich mit bewegtem Herzen: „Ists auch möglich? — Ein Sklav, ein Galeeren-Sklav! Wie konnt' in ihm so viel Weisheit gefunden werden, oder vielmehr, wie konnte ein Mann von solchen Einsichten, von so erhabnen Grundsätzen sich so weit verirren, daß er auf die Bank der gröbsten Verbrecher geschmiedet ward für Lebenszeit? Es ist unbegreiflich!“

„Morgen sollet ihr auch dies erfahren“! sagte Dillon, „wie eine sonderbare Verkettung von Umständen den guten Alamontade so tief stürzen konnte. Seht, ihr Lieben, ich ehre sein Andenken, wie das Andenken eines Hei-

ligen. Er hat ein Tagebuch seines unglücklichen Lebens geschrieben; aus diesem setzte ich nachher seine Geschichte zusammen, so wie aus dem, was er mir mündlich darüber offenbarte. Er hinterließ mir dies Tagebuch, und seine kleinen, meistens auf dem Schiffe, oder an den heißen Gestaden Afrikas geschriebnen Aufsätze, als Vermächtniß. Ich war aber damit noch nicht zufrieden. Ich wollte der Erbe seiner Kette werden. Ich erhielt sie. Ein geschickter Meister malte mir auch sein Bildniß."

„Sein Bildniß"? schrie Roderich: „Und dies haben Sie uns noch nie gezeigt? Wahrlich, er ist einer der edelsten unter den Menschen. Ich beschwöre Sie, lieber Abbé, zeigen Sie mir sein Abbild"!

Dillon stand auf. Wir nahmen die Kerzen, und folgten unserm Freunde durch einige Zimmer in die Bibliothek, welche zugleich sein Arbeitsgemach war. Er trat vor einen Glasschrank, und öffnete die Thür.

Da hieng Alamontade's Bild, und um dasselbe herum eine schwere, eiserne Kette.

„Diese Kette", sagte Dillon, „dient meinem Heiligen statt des Strahlen-Kranzes."

„Ists möglich"! rief Roderich mit feuchtem Blick und sanftbebender Stimme: „Ists auch möglich, daß solch ein Mann, wie dieser, die unglückseelige Fessel tragen mußte? Welch ein Adel, welch eine wunderbare Gemüths-Stille in diesen angenehmen Zügen!"

Roderich hatte recht. Hier war nicht das heimlich-düstre, in sich zurückgezogne Wesen, das Rohe, Freche, welches die Gesichter gemeiner Verbrecher zu bezeichnen pflegt. Es war das Antlitz eines Dulders, voll unaussprechlicher Hoheit und Kraft. Aus den kränklich-blassen Mienen, aus den matten Zügen um die geschlossenen Lippen, aus der gelinden Senkung des Hauptes gegen die Achsel, aus der Stirne voller Falten, um welche ein dünnes unter schwerem Kummer allzufrüh ergrautes Haar wehte, erkannte man den namenlosen tiefen Gram, und die tausend mannigfachen Leiden, welche diesen edeln Mann in einer schauerlichen Reihe von Jahren allmählig tödten mußten. Aber der feste und doch so gutmüthige Blick der Augen verkündete wieder ein Gemüth, worin Stille wohnte, während

es draußen stürmte; einen Geist, gewaltig durch frohes Bewußtseyn, der zu den Schmerzen seiner Hülle lächeln, und den Schlangen verzeihen konnte, die an seinem Herzen sogen.

Wir standen lange vor dem anziehenden Gemälde. Uns ward, als schwebe des Dulders Geist unter uns. Eine liebliche Wehmuth bemächtigte sich unsrer Herzen. Dillon legte die Hand an die eiserne Kette, und seufzte mit emporgewandtem Blick. Er war ein irdischer Engel! Er war unschuldig und trug unverdientes Leiden — Ach! Und w i e ers trug! Alamontade, einst will ich sterben, wie du, mögt' ich's mit dem hohen Tugendsinn, wie du!"

Nach einer Weile führte uns Dillon wieder in das vorige Zimmer zurück.

„Es wird spät, ihr Lieben", sagte er: „Morgen soll uns die Geschichte des merkwürdigen Mannes wohlthun. Ich versprach euch aber noch, einen der wichtigsten Gedanken Alamontades aus unsern Unterredungen mitzutheilen. Sammelt noch einmal euere Aufmerksamkeit. Es ist der erhabenste Gedanke, welchen der Sterbliche, nächst dem Gedanken:

„Gott" denken kann. So oft er in meine Seele tritt, empfindet sie ihre Hoheit, ihre angestammte Würde. Sie fühlt alles Irdische von sich abfallen, und lernt verbindungslos mit allen Theilen des Weltalls, einsam, nur sich gehörig, ihre hohe Selbständigkeit erkennen, ihr Ziel aus dämmernden Fernen ahnden."

Wir setzten uns wieder, wie vorher. Da nahm der Abbé die Papiere und las:

13.

Je länger ich mich mit Alamontade unterhielt, je ehrwürdiger erschien er mir. Er war mein Lehrer, ich sein Schüler geworden. Vom Kapitain Delaubin gesandt, ihn zur Religion zurückzuführeu, war nun er mein Bekehrer worden. Ich fühlte meine Vernunft in sich selbst wieder befriedigt, und ihre Grundsätze mit einander ausgesöhnt. Ich sah ein, daß ich bisher nicht gedacht, sondern lange geträumt; daß ich Gegenstände, welche ohne Verbindung mit Erfahrung und Sin-

nenwelt stehn, Gegenstände, die nur von den Blicken der Vernunft berührt seyn wollen, in ein Fantasie-Bild hatte bringen wollen; daß all' mein Zweifel, all' mein Unglaube nur daher entsprungen, weil ich mit der Einbildungskraft hatte philosophiren, und vom Wesen der Gottheit oder von der Natur und Möglichkeit des Ewigseyns eine anschauliche, gleichsam bildliche Vorstellung schaffen wollen, wie man von sinnlichen Dingen zu haben pflegt. Ich sah ein, daß das Kind, welches sich Gott als einen mächtigen Greis, der Wilde welcher sich ihn als ein verzehrendes Feuer, der Spinozist, welcher ihn sich wie das All und Eins der Welt, wovon was wir erkennen nur besondre Gebildungen (Modifikationen) sind, oder wie die Seele des Weltkörpers vorstellt, daß Alle, sag' ich, sich kindlichverwegen täuschen.

„Aber, lieber Alamontade", sagte ich: „Der Mensch ist doch nun einmal ein sehr sinnliches Wesen, und seine Einbildungskraft rastet nicht. Sie verlangt, sich das höchste Wesen auf irgend eine Weise darzustellen. Du selbst wirst eingestehn, daß du nicht immer im Stande bist,

deinen Geist auf einerlei Höhe angestrengter Betrachtung zu erhalten; daß es dir wohlthut, auch dann an Gott zu denken, wenn dein Geist unter dem Druck des hinfälligen Körpers und der Umstände ermattet ist."

Allerdings, antwortete Alamontade: Nicht immer bin ich geneigt und fähig, mir in reinen Begriffen die Gottheit zu denken. Es thut mir wohl, als einem Menschen, mir Gott gleichsam näher zu ziehn, und ihn mit meinen übrigen Vorstellungen verwandter zu machen. In solchen Stunden erscheint er mir als ein heiliges, alliebendes Wesen, welches mich und Alles zur Glückseeligkeit ins Daseyn gerufen. Seine Weisheit, von der mich Millionen Zeugen beschäftigen, seine Heiligkeit, erwecken in mir ein kindliches, gränzenloses Vertrauen zu ihm, als meinem Vater. Es thut mir wohl, mich ihm hinzugeben. Es thut mir wohl, vor ihm meinen Kummer hinzuweinen. Es thut mir wohl, ihm zu klagen, was meine Brüder, die Menschen, nicht hören wollen. Ich bin dann nicht ganz verlassen, und einer ist, der sich mein erbarmet. —

Sehen Sie, mein Herr, dieser Glaube an Gott, dies Glauben, das nothwendige, unvermeidliche meiner ewigen Fortdauer, gleichviel wie und wo — dies ist meine Religion. Und diese Religion haben alle Völker, alle Menschen, die sich nur einigermaaßen ihrer Vernunftäußerungen schon erfreun. Dies ist der Stamm aller Religionen. —

Darum hat Jesus Christus ein unendliches Verdienst um die Menschheit, daß er derselben Gott unter dem Bilde des Vaters, als das heiligste, vollkommenste, liebendste Wesen, welches aber von keinem irdischen Sinn begriffen wird, dargestellt hat. —

Aber seine einfache Lehre nahm, wie sie zu verschiednen Völkern kam, verschiedne Farben und Zusätze an, je nachdem eine Nation schon mehr oder weniger gebildet war, oder je nach der Verschiedenheit ihrer religiösen Vorbegriffe, die sie schon vor Erscheinung des Christenthums hatte, und nachher mit diesem willkührlich oder unwillkührlich zusammenschmolz. —

Es waltet eine unendliche Verschiedenheit der Stufen von der niedern, groben Sinn-

lichkeit, bis hinauf zur geübten Vernunftstärke. Diese Mannigfaltigkeit veranlaßt die Mannigfaltigkeit (nicht der Religionen, denn es giebt nur eine in der Welt, sondern) der Zusätze zur Religion, welche man mit ihr selbst für eins und dasselbe hält, und daher noch an Mehrheit der Religionen glaubt. Daher entstehen und werden entstehen die verschiedenen Glaubens-Partheien; unter den Glaubens-Partheien wieder die Sekten, und unter den Sekten wieder die besondern religiösen Vorstellungen jedes einzelnen Menschen. Wie sollt' es auch anders seyn? Jeder gebildete Mensch verändert seine Religion im Leben mehr als einmal, wie seine Kenntnisse, seine moralischen Bedürfnisse und sein Temperament sich verändern. Einen andern Glauben hat das Kind; einen andern wenn es zum Jüngling reift; einen andern als junger, handelnder Mann; einen andern als erfahrungsreicher, überlegender Mann; einen andern wenn er den Greisenstab zur Hand nimmt. —

Und läßt ihnen doch diese Verschiedenheit, die ihr nicht ausrotten könnet! Jeder hat ei-

nen seinen Bedürfnissen entsprechenden Glauben; verwandelt sich das Bedürfniß, so treibt der rege Geist weiter hinauf, und die Knospe entfaltet sich zu Blüthen, und es umfängt ihn ein neuer Glaube. Werdet nicht Weltverbesserer mit dem Schwerdt. Meinungen und Begriffe lassen sich nicht stutzen und beschneiden mit der eisernen Scheere der Gewalt. Jede Religion wird reiner und edler, durch Loswickelung von der gröbern und dann von der feinern Sinnlichkeit, und durch Stärkung der Vernunft. Lasset dem Katholiken seinen feierlichen Pomp in Tempeln und Altären, und dem Mennoniten seine hirtliche Einfalt, und dem Herrnhuter seine liebliche Schwärmerei und Strenge; und dem ernsten Denker die stille Betrachtung inner den Mauern seines Studierzimmers. Räumet überall nur hinweg die Hindernisse, welche der Bildung des Geistes entgegenstreben; machet ihn frei, ihn fähig zum Denken, und ihr habet Alles gethan. —

Jeder Mensch hat seine Religion; nur nicht der, welcher, bei allen Talenten, nicht Muth

genug hatte sich selbst zu betrachten, sondern in verworrenen Zweifeln schwebte, und, um sich ihrer Unbehaglichkeit zu entladen, ihr Andenken in sinnlichen Zerstreuungen, und mit einem aufs Gerathewohl ohne fernere Prüfung angenommenen Satze zu verlöschen sucht. Diese fürchterlichen Wesen, deren Sitten- und Rechtslehre nur Convenienz ist, knüpfen in sich die Aussenenden der menschlichen Bildung zusammen; Brutalität ihrer thierischen Natur mit geübtem Scharfsinn, Witz und Urtheilskraft. Spräche nicht wider ihr Vermuthen und wider ihren Willen in ihrer Brust zuweilen die Stimme der unbesiegbaren Natur (des Vernunftgesetzes) und zwänge sie also anzuerkennen, es ist ein Recht, und es ist, man sage, was man wolle, liebenswürdig die Tugend, und risse diese allgewaltige Kraft sie nicht wider ihren Willen zum Mitleiden hin: Wahrlich, mein Herr, diese Menschen wären die gefährlichsten Bestien auf dem Erdballe. Die gräßlichen Neigungen, die Leidenschaften des wilden Thiers sind ihnen furchtbar mit der Klugheit des menschlichen Geistes gepaart. —

„Lieber Alamontade", sprach ich, gerührt und erschüttert von der Macht und Hoheit mit welcher er zu mir redete: „So glaubst du doch auch, daß der Weiseste unter den Sterblichen nicht nur Religion haben muß, weil er ein Vernünftiges nicht mit sich selbst in Widerspruch schwebendes Wesen seyn will und seyn soll, sondern auch, weil er der Religion bedarf, um tugendhaft zu seyn? Davon hast du bisher gänzlich, und, ich gesteh' es dir, zu meiner Verwunderung, geschwiegen. Denn man begreift in demjenigen, was du Religion nennst, was andre die natürliche, oder die Vernunftreligion heißen, nicht allein den Glauben eines Gottes und der Unsterblichkeit des Geistes, sondern auch der sittlichen Weltordnung, das ist: Den Glauben, daß hier oder dort, später oder früher, Vergeltung statt findet, eine Bestrafung des Lasters, eine Belohnung edler Seelen! Hierauf, mein Lieber, hätt' ich dich gern längst schon aufmerksam gemacht, wenn mich nicht Besorgniß zurückgehalten, deinen Gedankengang zu unterbrechen."

14.

An und für sich sind Religion und Sittlichkeit durchaus mit einander nicht also verwandt, daß sie auf einander wirken sollen, antwortete Alamontade: Die Religion, oder der Glaube an Gott und Unsterblichkeit, so nothwendig er ist, besteht doch an und für sich allein, und hat mit dem, was wir Tugend nennen, keine Verbindung, so wie die wahre Tugend selbständig ist, und ohne alle Hinsicht auf Gott, auf Unsterblichkeit, auf Vergeltung ist. —

Aber es ist wohlgethan allerdings, die Religion zum Erziehungsmittel der unmündigen Menschheit zu machen. Sie ist die sicherste Stütze, an welcher wir uns von der niedern Sinnlichkeit allmählig emporheben zur Selbstständigkeit der Vernunft. —

Das ewige, in uns vorhandne, in allen Zeiten und Weltgegenden gleiche Sittengesetz sagt uns, wie wir, als vernünftige Wesen, handeln sollen. Und wenn ich nun so handle,

wie ich nach diesem ewigen Gesetze soll, dann bin ich erst, der ich seyn soll: Ein freier, selbstthätiger, nur von sich ausgehender, nur durch sein eignes in ihm selbst liegendes Gesetz bestimmter Geist — Mensch. Wenn ich Gutes thue für Geld, so war ich nicht tugendhaft; jedes Thier thut desgleichen nach Maaßgabe seiner Urtheilskraft; es fürchtet in manchen Fällen Strafe, es kennt in manchen Fällen seinen angenehmen Lohn. Die Tugend verlangt für sich keinen Lohn; sie läßt sich nicht erkaufen, nicht bezahlen; sie erwartet keine Vergeltung. Sie übt sich, unabhängig von allem Wohl und Weh. Sie übt sich, ohne Rücksicht auf den Erfolg der Handlung, genug wenn, so zu handeln, das Sittengesetz befiehlt. Die Tugend ist nichts anders, als die Erscheinung des handelnden Menschengeistes in seiner Wahrheit. Ein Geist (ohne Verbindung mit, oder) ohne Einfluß von einem nach thierischen Absichten und Intressen wirksamen Körper, würde, wenn er handelte, nur allein gut, er würde nie unsittlich handeln können; er wäre ein heiliges, das heißt, von sitt-

lichen Mängeln reines Wesen. Eben daß unser Geist in einer, seinen Gesetzen, oder seinem Wesen, oft entgegenwirkenden Hülle wohnt, entwickelt im Kampfe seine Kraft. Und wenn nun er, und nur er, handelt; wenn er, ungelenkt von sinnlichen Intressen, weder bestochen von Furcht der Strafe, noch Hoffnung des Gewinns, nach eignem (Vernunft- oder Sitten-) Gesetz wirkt, dann ist er tugendhaft, das heißt, frei, stark, selbstthätig, oder Geist wie er seyn soll, und wirklich seiner würdig ist. —

Läge auch nicht die Idee einer Gottheit und der Unsterblichkeit in ihm, so würde er dennoch gut, oder tugendhaft handeln können. Die Religion ist also nicht unauflöslich mit der Tugend verbunden. Beides kann ohne einander seyn. Es giebt viele Menschen, welche Gott und Unsterblichkeit glauben, ohne tugendhaft zu seyn. Es kann Menschen geben, die ohne Religion, von Zweifeln hinweggerissen, dennoch tugendhaft sind. —

Tugend und sinnliche Wohlfahrt, oder was man gewöhnlich Glückseeligkeit heißt, sind zwei

mit einander unverknüpfte Dinge, und nicht eines um des andern willen vorhanden. Durch Klugheit kann ich zwar mein Wohlseyn vermehren; aber Zufall ists, wenn es durch Tugend geschieht. Und es geschieht nur so lange, als die Tugend mit der Klugheit Hand in Hand gehen mag. Doch oft tritt der Fall ein, daß ich all' mein Wohlseyn dahinopfern muß, weil ich tugendhaft, das ist, unabhängig von Furcht oder Hoffnung, nach dem heiligen Gesetze in mir, handle. —

Der Mann von Tugend liebt seine Pflicht mit eben dem strengen, unbezwinglichen Eifer, wie andre das, was sie ihr Recht nennen. Er kann, wie andre für ihr Recht freudig in den gewissen Tod gehn, es eben so für seine Pflicht. Denn Pflichten sind die ehernen, unvertilgbaren Rechte des sittlichen Geistes. —

So ists denn nur Schwäche und Kurzsichtigkeit, oder Klugheit von denjenigen Weltweisen gewesen, welche lehrten, daß Sittlichkeit und Wohlseyn immerdar in Einklang stehn sollten, und daß, weil nur allzuoft Elend im Gefolge der Tugend geht, in einem künfti-

gen Leben eine sittliche Vergeltung, eine Harmonie dieser beiden Ziele (Wohlseyn, Ziel unsrer thierischen, Sittlichkeit, Ziel unsrer geistigen Natur), dieses von ihnen so geheißenen höchsten Gutes, statt haben müße. —

Wie der Keim, den ich in den Boden werfe, so der Menschengeist, der ins Universum fällt. Wie der Keim, nach den physischen Gesetzen, nothwendig, in Folge seiner Organisation, Wurzeln schlägt, treibt, und Stamm und Blumen und Blätter ausschießt, ohne andern Zweck, als weil er so, in seinem Verhältniß ist: So der Geist des Menschen, wenn er erscheint wie er ist, wie er soll, nach seiner in ihm wohnenden Ordnung — sittlich gut, ohne anderweitigen Zweck. Es ist zwischen den sogenannten Gesetzen der Körper- und der Geisterwelt nur Namensunterschied. In der That sind sie eins und dasselbe, das Sittengebot ist ein physisches Gesetz des Menschengeistes, indem er wirken muß, weil er nicht anders kann. —

Das Gute gethan, aus Gottesfurcht, in Hoffnung auf Vergeltung, oder Furcht vor

künftigen Strafen, ist nur Religiosität, oder Frömmigkeit, mit nichten aber Selbstthätigkeit, Freyheit des handelnden Geistes, oder Tugend. — Frömmigkeit bricht schon die Ketten der Sinnlichkeit, bereitet schon die Freiheit des Geistes vor, führt zur Tugend, und ist insofern die Religion, als ein Erziehungs-Mittel der Völker, ehrwürdig. Es ist zuviel gefordert, daß jedermann, ohne Furcht, ohne Hoffnung, gut handle gleich anfangs; es ist zuviel gefordert vom Kinde, daß es, kaum geboren, gehe, ohne seine Kräfte allmählig geübt zu haben; vom Geiste, daß er plötzlich erscheine in der Herrlichkeit seiner Stärke Reinheit und Selbständigkeit, ohne Vorübung. —

Für die Erziehung der unmündigen Menschheit ist die Lehre von der moralischen Weltordnung, von der einstigen Uebereinstimmung der Sittlichkeit und des Wohlseyns unentbehrlich; so wie für den verwilderten Menschen das Schwerdt der bürgerlichen Gerechtigkeit ein Leitungsmittel zu gesetzmäßigem Betragen wird. —

„Wie", rief ich erstaunt: „All' die Tausende, welche muthig in der Hoffnung eines bessern Lebens, im Vertrauen auf ihren vergeltenden Gott, die Leiden der Erde tragen, und ihr eignes Heil gern dahingeben, wenn es darauf ankömmt Pflichten zu vollstrecken — wie, Alamontade, sie wären keine tugendhafte Menschen"?

Nein, antwortete der Greis: Sie sind nicht tugendhaft; denn sie opfern freudig das geringe Gut, in der Erwartung dafür ein größeres zu empfahn. Aber sie sind fromme Menschen, und nahe ihrer Vollendung. Sie sind mir ehrwürdig; sie sind mir lieb. Ihnen gilt es noch ein Schritt, und sie sind vollkommen frei. —

Sehn Sie, mein Herr, hier haben Sie nun die Ursache, warum ich in meiner Religion durchaus von keinen sittlichen Verpflichtungen, von keiner Tugend, von keinem Weltrichter gesprochen. Der Geist handelt, wie er soll. Seine Tugend ist keine Convenienz; er nimmt für sie keine Nebenabsichten zu Hülfe. Er bedarf für sich keiner Belohnung; er kann

nicht einmal belohnt werden, es sey denn durch das Bewußtseyn der Stärke, der Eigenmacht und Freiheit, zu der er sich emporgerungen. Er zählt seine schönsten Augenblicke nach den Triumphen über die Sinnlichkeit. —

Und wenn wir nun um unsrer Tugend willen leiden müßen, mein Herr, wer ists denn, der da leidet Es ist nicht der Geist, denn er genießt eben dann seines Siegs; nur die sinnliche Natur des Menschen leidet. Diese also müßte für ihre Aufopferungen belohnt werden; aber wie kann sie es werden, wenn der Leichnam wieder zum Staube zurückkehrt? — Und sagen Sie, was heißt auch belohnen und vergelten? Wenn ich mein lebenlang einen kranken Körper mit mir herumschleppe, würden mir durch einen gesunden Körper in einem zweiten Leben die vorigen Leiden vergolten seyn? Hätte ich die Schmerzen darum nicht getragen? Hätte ich die tausend bittern Jammer-Thränen nicht geweint? —

„Freund", erwiederte ich mit einigem Schauer: „Ich fühle deiner Worte schwere Wahrheit — aber sie ist hart, sie ist sehr trostlos. Ich mögte

deine Lehre nicht predigen. Hätte der arme Mensch, gedruckt von tausend Mühseeligkeiten, nicht die süße Erwartung: Du leidest nicht vergebens, einst wird die Bürde von dir genommen, einst wird dir dein Elend doppelt schön vergolten werden mit Seeligkeit — ach! Freund, er würde oft verzweifeln müßen."

Es ist wahr, entgegnete Alamontade; der sinnliche, unmündige Mensch, welcher an den Vergelter über den Sternen glaubt, verzweifelt nicht. Aber der Vollendetere, der Geistmensch, verzweifelt noch weniger, als er. Sein Körper leidet zwar, aber nicht sein vorwurfsloser Geist. Er weiß, daß früher oder später, mit dem Körper, die Quaal zugleich von ihm genommen wird. — Uebrigens, mein lieber Herr, lassen Sie uns nicht in verworrenen Vorstellungen umhertappen, sondern deutlicher werden in dem, wovon wir reden. Wir sprechen von Leiden. Alles Leiden ist nur sinnlich. Der Geist hat kein anders Leiden, als das Bewußtseyn gefehlt, das heißt, im Kampfe mit den niedern, sinnlichen Intressen unterlegen zu haben. —

Alles Leiden ist aber wieder in sich verschieden. Körperliche Schmerzen dauern **nie** anhaltend, und sind eben deswegen wohl zu ertragen, weil man weiß, der Tod oder die Genesung des Leibes befreien uns endlich davon. Ich denke also, wenn wir von Uebeln reden, die dem Menschen zu schwer würden, sollten wir nicht darunter körperliche Krankheiten verstehen. Sie sind ja nur immer von kurzer Dauer, und lassen selbst, während sie herrschen, noch unzählige Augenblicke von Ruhe. —

Aber herber sind die sogenannten **Seelenleiden**. Von diesen ists der Mühe werth zu sprechen. Ich erinnre mich keines Menschen, der wegen einer körperlichen Krankheit verzweifelte; aber mehr als Einer unterlag dem Kummer, wenn er aus dem Schooße des Reichthums zum Bettelstabe schreiten sollte; oder wenn treugewähnte Freundschaft ihn abscheulicherweise verrieth; oder wenn er unverschuldet, oder durch eigne Schuld, der Schande und Entehrung blosgestellt wurde; oder wenn er irgend eine Aussicht, irgend ein Glück, auf dessen Dauer er gezählt hat, rettungslos verlor. —

Wohlan, mein Herr, woher entstehen diese Leiden? Aus falschen Vorstellungen vom Werthe der Dinge entstehen sie, aus dem Uebergewicht unsrer niedern, sinnlichen Natur über die geistige. — Was sind Reichthum und Armuth? Nur Verhältnisse. Der Reiche unter den Horden der Indianer wäre ein Armer in europäischen Hauptstädten. Arm werden heißt nichts, als seinem Körper einige Bequemlichkeiten versagen müßen. Wer dies nicht im Nothfalle kann, der ist mehr Thier, als Geist — und will er darfür nun Vergeltung in einer bessern Welt? Ist Armuth ein unerträgliches Leiden? Wie mancher klagt über Armuth, der noch reicher ist, als mehrere Millionen Nebenmenschen sind. Seine Klage ist mehr lächerlich und verächtlich, als rührend. —

Ehre und Schande? Wie sehr hängt dies von den Umständen ab? Nur in der Tugend allein ist Ehre; im Laster allein Schande. Dem Tugendhaften mag das Urtheil der Welt wohl gleichgültig seyn. Wem es noch nicht gelungen, seinen eignen Werth in stiller Vollziehung der Pflichten zu finden, und mit un-

befleckftem Gewissen sich harmlos über das wankende Urtheil des großen Haufens zu erheben, ist ein armes, beklagenswürdiges Geschöpf; mehr Thier, als Geist; mehr Kind, als vollendeter Mann. Er hängt in trauriger Blindheit mehr an dem wechselnden Spiel der Umstände, als an dem ewig Wahren und Guten. —

So ists, wie mit diesen, auch mit allen unsern sogenannten Seelenleiden. Unsre eigne Schwäche veranlaßt sie; unsre sittliche Stärke vernichtet sie. —

Es hat Menschen gegeben, welche ihre Zeit mit Bücherschreiben verschwendeten, um die Uebel des Lebens darin hinwegzuvernünfteln; oder sie zu vertheidigen, um, wie sie meinten, die Ehre ihres Gottes zu retten; oder sie zu versüßen mit angeregten Hoffnungen auf ein beßres Leben jenseits des Grabes. Wozu dies Alles? Diese Uebel sind nothwendig in der Weltordnung, und ihr Daseyn ein Beweis dessen, wozu wir bestimmt sind. Unsre Bestimmung aber ist, Reife oder Vollendung unsers Geistes. Er ist reif, er ist vollendet, wenn er, unbeherrscht vom Einfluß sinn-

licher Intressen, durch sich selbst, nach eignem (Vernunft-) Gesetz handelt. Die Uebel der Menschheit treiben den Geist derselben zu seiner Selbständigkeit. Daher ist das Sprüchwort eine nur allzu wenig verstandene Wahrheit: Das Unglück macht zu Weisen. Der Unbestand des Irdischen macht uns auf den bleibenden Werth des Geistigen aufmerksam. Der Staub stößt den Geist von sich ab, und zwingt ihn zur Erkenntniß seiner eignen Würde. Der Mensch, indem er den Wechsel der Dinge wahrnimmt, verschmäht ihm länger anzuhören, und kehrt zu sich zurück und wird nun selbständig; er lernt endlich die hohe Wahrheit: Des Menschen Geist ist nicht für andre Zwecke, er ist für sich selbst da.

Das reine Gefühl der Selbständigkeit des Geistes ist die Bürgschaft seiner Unvergänglichkeit. So legte es der unbekannte Weltordner an, daß der Menschengeist durch alles immer auf sich zurückgetrieben würde, um in sich selbst sein Glück, sein Ziel, seine Hoheit zu erkennen, und nicht in Anderm,

außer ihm. Wäre er zu fremden Zwecken, so würde er, als Mittel, aufhören müßen, sobald jene verschwinden. —

Auch die Körperwelt hat gewisse Grundstoffe, welche eine ähnliche Selbständigkeit besitzen, wie zum Beispiel unter den Metallen das Gold seyn mag. Dieser Grundstoffe sind nur wenige. Aber aus ihrer mannigfaltigen Verbindung ist der Erdball zusammengesetzt, mit Allem was er trägt. Es gelingt der Chemie, alle Körper aufzulösen, ihre Bestandtheile von einander zu scheiden, diese wieder in neue Bestandtheile oder Stoffe aufzutrennen, bis zuletzt gewisse Materien unverändert bleiben. So das reine Gold. Es verbindet sich millionenfach; es wird aus unzähligen Körpern geschieden, als Urstoff. Aber fruchtlos werden alle Versuche der Kunst, das Gold in Bestandtheile zu zerlegen, aus welchen es zusammengesetzt wäre. Es bleibt Gold und wird immer wieder Gold; es besteht aus nichts anderm, als sich selbst. —

Also denke ich mir den Menschengeist als einen selbständigen Urstoff des Universums.

Verbunden mit dem irdischen Körper, wird er Mensch. —

15.

„Der Gedankenflug meines ehrwürdigen Philosophen riß mich gleichsam über mir selbst fort,“ sagte der Abbé Dillon: „Ich ward einer niegekannten Empfindung meines eignen Ichs theilhaftig. Die irdischen Güter mit ihrer Herrlichkeit und ihrem Reitz für die Sinne verschwanden unter mir im Gefühl meines wahren Selbstes. Ich empfand, daß sie nicht mir, daß ich nicht ihnen gehöre. Das Weltall erschien mir neu. Ich erblickte es aus einem nie geahndeten Gesichtspunkt. Alamontade schwieg, als entdeckte er meine Stimmung; als wolle er mir Frist gönnen, mich unter diesem ungewohnten Horizonte zu sammeln. Es war nicht nöthig. Der Geist sieht in jeder Wahrheit seine Heimath und sein Eigenthum; nur der Irrthum ist ihm eine Fremde.“

„O Alamontade“! rief ich: „So begreif ichs, wie du mit Seelenruhe sterben, und

harmlos die fernere Rolle deines Geistes auf fremden Bühnen erwarten kannst? Doch gesteh' ich dir, daß es dem Menschen doch wohl seyn würde, wenn der Schleier vor dem künftigen Leben auch nur um ein geringes gelüpft wäre; wenn der Weltordner sein Selbst noch auf irgend eine Weise offenbaret hätte, daß niemand darum in Zweifeln erkranken könne."

Wie, mein Herr? entgegnete Alamontade: Sie glauben, daß es dem Menschen wohler seyn würde? Welchem Menschen? — Dem unmündigen, dem an der Sinnlichkeit klebenden? Nein, mein Herr, diesem würde dann so wohl und so weh seyn, wie jetzt. Ihn macht nicht das Geistige glücklich, sondern das was aus dem Irdischen quillt. Ihn beseeliget das Gefühl des angenehmen Ueberflusses, worin er wohnen kann, das Gefühl des Ruhms, der öffentlichen Hochachtung, der Freundschaft, der zärtlichen Liebe, der Schönheit, des Nützlichen und dergleichen. —

Dem unmündigen Menschen ersetzt für einige Zeit der Zauber der Einbildungskraft, was ihm an Offenbarungen gebricht. Er ist darum

nicht unglücklicher. Sie sehn ja, wie fröhlich er durch sein Leben hintanzt, sobald ihn nicht Krankheit, Verkennung, Armuth, Feindschaft, oder ein andres sinnliches Uebel drückt. —

Der ausgebildete Mensch aber im Stande seiner Mündigkeit verlangt keine höhere Offenbarungen über die heiligen Weltgeheimnisse, als er schon besitzt. Er kann sie nur nicht wünschen. —

„Er kann sie nicht wünschen"? fragt' ich: „Ich verstehe dich nicht.."

Er kann nicht, antwortete der Philosoph, weil er nicht das Unmögliche wünschen kann. Nicht dem Körper und unter Körpern konnte sich die Gottheit offenbaren, sondern dem Geist. Sie that es, indem sie unser Ich also organisierte, daß dasselbe nothwendig sie denken und glauben mußte. Sie that es, indem sie als Urkraft das Universum mit ihren Erscheinungen füllte, welche wir vermittelst der Sinnwerkzeuge wahrnehmen. Indem der Weltordner so gleichsam durch den Mund unsrer Vernunft zu uns spricht: „Ich bin"! und in dem gleichen Moment vor unsern Augen die

Erscheinungen seiner Wundermacht aufrollt, erlöschen alle Zweifel — Zweifel, die nie von der Vernunft, sondern von der Fantasie, und dem durch Erfahrungen aus der Körperwelt gebildeten Verstande erhoben werden. —

Noch einmal wiederhol' ich Ihnen: Alles in der weiten Natur, Alles was wir besitzen und erfahren, Alles was wir entdecken in uns und was wir wissen, Alles, sag' ich, beschränkt den Geist zuletzt auf sich selbst, führet ihn mit sanfter Macht zur Selbständigkeit. Diese müßen wir als das letzte Ziel unsrer Handlungen, als unsre Bestimmung, als unsre Hoheit ansehn. —

Wahr ists, dies Erdeleben ist voller Uebel; nichts ist darin beständig; Alles wechselt, und wir treiben in einer unwiderstehlichen Fluth von unberufnen Ereignissen und Schicksalen dahin. Aber klagen wir darum nicht so laut. Eben dies ist der Fingerzeig des Weltordners, daß wir uns über das Irdische erheben, unser Heil und unser letztes Ziel nicht in ihm, sondern in unserm Ich suchen sollen. Der Geist des Menschen ist nicht das Eigenthum

des Sinnlichen; aber er selbst hat auch kein andres Eigenthum, als sich allein. Sogar die Sinnenwerkzeuge, mit denen er, als Mensch, für einige Zeit verbunden ist, bleiben ihm nicht. —

Wahr ists, daß wir von den Millionen Gegenständen, welche uns im Weltall umschweben, nur wenig begreifen; daß wir die Dinge nur kennen, was sie in Bezug auf uns sind, nicht aber, was sie an sich selbst seyn mögen. Aber darum wollen wir nicht erschrecken. Denn daß uns alle Objectivität der Erkenntniß mangelt, daß wir immer nur auf unsre eignen Vorstellungen, auf unsre subjective Welt allein eingeschränkt sind, dies ist der feierlichste Beweis unsers erhabnen Werthes, unsrer Hoheit, unsrer ungebundnen Selbständigkeit, als Geister. Wir erblicken uns in keiner einzigen Verbindung, welche unser Ich zu einem Mittel für ein fremdes Wesen herabwürdigt, oder diese Herabsetzung nur ahnden ließe. Wir stehen einsam, aber wir stehen für uns im unermeßlichen Reiche der Schöpfung. Wir schreiten durch die wandelbaren Erscheinungen

hin, und werden von ihnen berührt und verlassen; und in ihrem stürmischen Drange erwacht unser Geist, und erkennt sein Selbst, und entwickelt seine Kraft, und wird, der er seyn soll, ein denkendes, selbstwirkendes Wesen. Verbunden mit einem unbekannten Stoff, den wir Körper heißen, rühren wir gleichsam mit den Fersen an den Staub, mit dem Haupte an Gott. —

Ja, ich bin ein für mich geschaffnes, selbstständiges Wesen, und indem mich Alles nur auf mich zurückgeführt, und die ganze mich umringende Natur mein Eigensinn verbürget, und mich in der Reihe der Dinge eben dadurch meinen Werth, meine Hoheit erkennen lehrt, erblicke ich in der Selbständigkeit meines Ichs die Urkunde meiner Ewigkeit. —

Mag dann der Sinnen-Mensch zittern, wenn an ihm, was Irdisches ist, zerfällt, und er sich selbst zu verlieren wähnt. Was in diesem Leichnam denkt und lebt, ist nicht Staub, ist nicht Erscheinung, wie der Staub, sondern eine Urkraft, welche selbst Erscheinungen wirkt.

Sie dauert, sie wirket ferner. Denn Unsinn ists zu sagen: Die Kräfte des Universums verlieren sich aus dem Universum, oder die Welt verliere sich aus sich selbst. —

Die flüchtigste Selbstbeobachtung lehret mich bald, daß mein selbstthätiges Ich verschiedner Natur sey von der Erscheinung, so ich meinen Leichnam heiße. Mag dieser aufgelöst werden in die Stoffe, aus welchen ihn die gährende Natur zusammensetzte; mein Ich dauert in seiner Nämlichkeit hin, und überlebt den Wandel der Erscheinungen. —

Bald, o bald zerfällt dieser Staub! — fuhr Alamontade in fürchterlicher Begeisterung fort, und sein Auge starrte glänzender gen Himmel: Es sey. Ich stehe als unzerstörbarer Bestandtheil im Ringe der Weltordnung, und durch eben diese Ordnung werd' ich wieder in Asche dieses Sterns, welchen wir Erde nennen, oder eines andern Weltballs gehüllt — gleichviel! Nicht dieses Irdische, nicht diese Erscheinungen verborgner Kräfte, sind Wesen wie ich. Die Welt der Kräfte selbst, der Geister wunderbares Reich ist meine Heimath. In ihm

wohnen die mir gleichen Wesen; dort meine Brüder! —

Viel hab' ich, viel gelitten in meiner Menschen-Natur. — Aber wohl mir! In diesen Stürmen reifte behender meine Kraft. Ich habe durchgerungen, und mitten im Jammer fühlt' ich mein unnennbares Glück; verachtet und ausgestoßen von der Menschheit fühlt' ich meinen Adel, den kein Menschenspruch vernichten kann; schmachtend an den glühnden Küsten Afrikas, gewahrt' ich meines unentreißbaren Reichthums. O wie beglückt bin ich! Am Ausgang einer schmerzensvollen Laufbahn seh' ich mit Lust zurück; denn alle Dornen blühen nun so wundervoll, sie die ich einst gehaßt, die mich verwundeten. —

Und du — fuhr Alamontade fort, und wie Verklärung schwamm's um sein Angesicht, während ich ehrfurchtsvoll da saß, wie vor dem Sterbebette eines Heiligen, und meine Augen in Thränen übergiengen: — O du, Erhabnes, Unbekanntes, Heiligstes, durch das ich ward — dein bin ich, und dein bleib' ich ewig. Hoch hast du mich gestellt in deiner Wesenordnung,

o Unnennbarer! Denn ich darf dich ahnden, darf dich denken; du selber sprichst von dir in mir. O Vatergeist! o Vatergeist! — Ich bin noch immer Mensch, und darum immer kindlichen Sinnes, und den Gedanken an dich begleitet das warme Gefühl — darum red' ich zu dir. Mein Reden ist Kindeslallen zum Vatergeist — menschlichempfundner Dank! — Wie glücklich bin ich, daß ich b i n! In d i r web' ich. Durch dich erheb' ich mich, und gleit' ich von einem Punkte deines Alls zum andern. — O Vatergeist - - -

Hier wurde seine Sprache immer leiser, immer unverständlicher. Es schien, als schüttle sein Geist die Fessel der Worte ab, um schnellern Flugs emporzusteigen. Ein wunderbares Entzücken strahlte aus seinen Gesichtszügen. Dann und wann bebten seine Lippen, wie im leisen Gebet, als wollte der müde Körper noch den erhabnen Geist in seiner Andacht, in seinem Dank zu Gott begleiten.

16.

So weit las der gute Abbé Dillon. Die Mitternacht hatte uns übereilt. Aber keiner war ermüdet. Wir schwiegen. In unsern Augen zitterten Thränen. Ich warf mich an Dillons Brust weinend. Roderich umarmte ihn ebenfalls. So hielten wir ihn lange beide sprachlos an unsre schlagenden Herzen. Uns ward dabei, als drückten wir den edeln Alamontade selbst an unsre Brust; als wäre dieser Dank nicht dem Abbé, nein, als wäre er ihm gebracht.

„Und so sank auch ich ihm einst ans Herz"! sagte Dillon: „O Mensch", rief ich tiefbewegt: „wie war es möglich, daß dich die Menschen aus ihren Reihen verbannten? Wie konntest du mit diesem erhabnen Sinn zum Verbrecher werden? Seit wann schmiedet man den Tugendhaften an die harte Ruderbank? Warst du wirklich ein so grober Sünder, daß die bürgerliche Gesellschaft von dir zu fürchten hatte? Es ist nicht möglich, Alamontade! Du bist unschuldig zur gräßlichsten der Strafen verdammt

worden. Rede doch. Ich übernehme deine Rechtfertigung. Du sollst, du must geehrt noch einmal ins Leben zurücktreten. Die Schande darf nicht über dein Grab gehn"!

„Er war sehr erschüttert. Er zog mich mit Inbrunst an sich, und in Zähren schmolz sein Blick. Oh! rief er: Nun noch einmal einen Menschen, einen Bruder an diesem längst-verwaisten, armen Herzen! Ach, es hat in den drei und zwanzig Jahren seiner Einsamkeit die Liebe noch nicht verlernt; es fühlt noch einmal wieder seine alte Seeligkeit, bevor es bricht! Mehr konnte er in seiner Wehmuth nicht sprechen. Er schwieg und seufzte weinend."

„Nach einer langen Pause erhob er sein Gesicht zu mir, und sprach: O Herr, mein Herr, wie hab' ich so viel Güte, so viel Liebe verdient?"

„Könnt' ich dein Leben fristen, lieber Mann, rief ich, gern opferte ich dafür das Meinige hin. Du aber weißt es nicht, daß du mein Wohlthäter, mein Schutzengel bist. Du weißt es nicht, daß du mich aus den Abgründen der Verzweiflung rissest. Ich war zu dir gesandt,

dich zur Religion zurückzuführen; o Alamontade, und du bist es nun gewesen, der mich bekehrte, und mir die verlorne Religion zurückgab."

„Er schien mich nicht zu verstehn. — Sieh, Alamontade, ich war ein unglückliches Wesen, als ich zu dir kam. Ich hatte meinen Gott aus meiner Welt verlohren, und starrte bebend in die Zukunft hin, wie in eine lebenlose Finsterniß. Zweifel über Alles, über mein Haben und mein Seyn umwickelten mich. Zwischen Widersprüchen taumelte ich elend umher und ward mir selbst mit meinem Unsinn eine Last und ein Abscheu. Du, Freund, du hast mich wieder emporgerichtet, und mich mir selbst in meiner wahren Natur und Würde dargestellt. Gott, Unsterblichkeit und Selbständigkeit meines Ichs — sie sind! Mein Geist kann sich nicht sich selbst abläugnen. Durch dich bin ich wieder im Zusammenhang mit der Welt umher, gewogen liegt auf den untrüglichen Wagschalen der ewigen Vernunft der Dinge Werth und Unwerth vor mir. Die Finsternisse klären sich wieder auf, und was

verödet, blüht mit jungem Leben! — Und Alles das ward mir von dir ertheilt!"

„In dieser schönen Stunde wars, daß Alamontades Herz sich freier gegen mich aufschloß Er gab mir in zerrißnen Blättern sein Tagebuch. Er machte mich auf mein dringendes Bitten mit vielen Umständen seines Lebens genauer bekannt. — Ich darfs nun wohl nicht erst sagen: Alamontade war unschuldig! Ich wollte auf der Stelle an seiner Rechtfertigung arbeiten. Ich wollte, daß ihm die Gerechtigkeit öffentlich Genugthuung leiste, ihm die geraubte Ehre zurückgäbe. Er schüttelte den Kopf, und bat mich, so lang' er lebe, keinen Schritt dafür zu thun. Er sey nicht mehr lüstern nach der Achtung einer Welt, die ihn so lange, so unbarmherzig verstieß, und zög' es vor, die letzten seiner Tage unzerstreut und ungestört sich selber zu gehören."

„Ich wirkte für ihn bei den Behörden sogleich ein besseres Zimmer, größere Bequemlichkeiten aus. Mit Freuden hätt' ich mein Hab und Gut hingeboten, ihm damit einen fröhlichen Augenblick zu erkaufen nach so viel

ausgestandnen Leiden. Ach! daß ich ihn so spät erst kennen lernte!"

Auf mein wiederholtes Begehren, mir alle, auch den geheimsten seiner Wünsche zu entdecken, sagte er endlich: Wohlan, schreiben Sie doch nach Nismes oder Montpellier, um zu erfahren, wohin Clementine gekommen? Ob sie noch im Leben sey? Ob sie sich verheurathet hat? Ob sie glücklich war?"

„Ich kannte diese Clementine aus seinen Papieren und seinen mündlichen Erzählungen. Und wie, Alamontade, sagt' ich: Wenn nun Clementine noch am Leben wäre? Nicht so, Du würdest wünschen, sie noch einmal zu sehn?"

„Er lächelte bei der Frage still vor sich nieder. Ach! sie war der Engel, der meine Kindheit zauberhaft verschönte, und mich weinend bis an die Schwellen des verlornen Edens führte. Nein, bemühen Sie sich nicht, mein lieber Herr. Sie wird Alamontades nicht mehr gedenken, wenn sie lebt; und noch weniger wird sie sich überwinden können, eine Reise zu machen zum Sterbelager des Galeeren-Sklaven!"

„Ich schrieb. Ich bot die Hülfe aller meiner Freunde, aller meiner Bekannten auf, Clementinen zu entdecken, und sie zu bewegen ohne Versäumen nach Toulon zu eilen, wo ihr wichtige Entdeckungen bevorständen. Wirklich gelang es einem meiner Freunde, ihren Aufenthalt zu erfahren. Er war in St. D** bei Montpellier, wohin sie seit einigen Jahren aus Paris zurückgekehrt war. Sie hatte kaum von Alamontade erfahren, so entschloß sie sich, die Reise nach Toulon zu machen, ungeachtet sie an einer schweren Krankheit niederlag."

„Doch, Ihr Lieben", fuhr Dillon fort: „Wir vergessen, daß die Mitternacht vorüber ist, daß wir der Ruhe bedürfen. Morgen, wenn Ihr wollet, erzähl' ich euch die Geschichte unsers gemeinsamen Freundes. Sie ist rührend, und belehrend. Ein so grausames, ehernes Schicksal konnte, ohne darunter zu vergehn, nur ein Mann tragen, wie Alamontade. Mit seinem Blick auf Gott, erhaben über seinen eignen Schmerz, gieng er heldenmüthig durch ein schauderliches Leben hin, von welchem jede Stunde schreckhafter, als der Tod ist."

Bei diesen Worten erhob sich Dillon. Wir folgten seiner Einladung. Wir umarmten ihn mit innigem Dank. „Was Sie, lieber Abbé, dem ehrwürdigen Sklaven sagten, als Sie ihm dankten für Ihre Bekehrung, das haben Sie sich selbst in unserm Namen gesprochen"! rief ich: „Welch ein majestätisches Wesen dieser Alamontade in seinen Ketten! Welch ein mächtiger, seltner Geist! Seine Worte tönen wie Göttersprüche, und machen göttlicher den Menschen. Ich will mir seine Reden abschreiben. Nur Bruchstücke sind sie, aber ein in sich Vollendetes. Man muß sie öfters lesen, öfters hören, um in das schöne Heiligthum ihres Sinnes ganz einzugehn!" —

„Und ich erricht' ihm einen Altar in meinem Garten"! rief Roderich: „Sein Anblick wird mich immer wieder aufrichten. Wenn ich wanke, will ich Alamontade denken, und mein ungeübter, schwacher Geist wird sich in der Erinnerung an ihn stark erheben, und mächtig seyn!"

So schieden wir begeistert von einander. Die Morgenröthe fand uns früher, als der Schlummer.

Zweytes Buch.

1.

Als wir beisammen waren im Gartenzimmer, nahm der Abbé ein Heft hervor. „Hier", sagte er, „ist Alamontades Erzählung, wie ich sie mit möglichster Sorgfalt zusammengetragen. Ich gab zu Allem nur die vereinende Schnur; Alamontades Gedanke und seine eignen Worte sind es, die ich darauf aneinander gereiht habe. Manches werdet ihr darin sehr kurz, manches wieder umständlicher entwickelt finden, je nachdem den Erzähler Gegenstände seiner Vergangenheit noch mehr oder weniger rührten, oder meine Fragen ihn dazu leiteten."

Unsre Neugier war aufs höchste gespannt. Mir war es ein unerklärliches Räthsel geworden, wie ein Galeeren-Sklav im Besitz so reiser Weisheit, so mannigfaltiger Kenntnisse gewesen, oder wie ein Mann, als er, durch

richterlichen Spruch zu der grausamen Entehrung verurtheilt werden konnte? Immer blieb dieser Mensch eine der merkwürdigsten Erscheinungen, so wie seine Philosophie die erhabenste. Welche Zartheit der Empfindung gepaart mit riesenhafter Geistesgröße! Welch ein Heldenmuth der reinsten Tugend, und welch ein herbes Schicksal derselben! Wie verschwindet unter seiner Hoheit die Größe jener Helden des Alterthums, die nur durch der Dichter Zauberwerk uns erschüttern? Ein Geist, wie der des geliebten Sklaven, ist jeder dichterischen Darstellung entwachsen. Einsam, anspruchlos und um so erhabner wandelte seine Tugend über die versinkende Sinnlichkeit dahin, nur erkennbar dem Auge der Vernunft. Der Dichter, indem er das Seitenspiel der Empfindung rührt, mag nur Gegenstände der sinnlichen Natur schauen; selbst seine Götter kleiden sich noch in Farbenglanz.

Doch ich eile zur Erzählung. Dillon, beschattet vom spielenden Weinlaub am Fenster, las. Nie vergeß' ich dieser schönen Stunden.

2.

Ein kleines Dorf in Languedoc war meine Heimath, und der Ort meiner Geburt, erzählte Alamontade. Ich verlor meine Mutter sehr früh. Mein Vater, ein armer Bauer, konnte, aller seiner Sparsamkeit ungeachtet, wenig an meine Erziehung wenden. Doch war er bei weitem nicht der Aermste im Dorfe. Aber, außer dem Zehnten von seinen Weingärten, Oelbäumen und Aeckern, mußte er vom Uebrigen seines mühseeligen Gewinns den vierten Theil an Steuern und Auflagen hingeben. Unsre alltägliche Nahrung war Suppe mit schwarzem Brod und Rüben.

Mein Vater versank in Schulden. Dies kränkte ihn sehr. „O Colas", sagte er mehr als einmal zu mir in schmerzlichem Ton, indem er die Hand auf mein Haupt legte: „Meine Hoffnung geht zu Grunde. Ich werde im Schweiße des Angesichts dennoch keinen schuldenfreien Sarg gewinnen. Wie will ich nun das Wort halten, so ich deiner Mutter mit dem letzten Kuß auf ihrem Todtenbette gab?

Ich versprach ihr so heilig, dich zur Schule zu halten, und aus dir einen Geistlichen zu machen. Du wirst ein Tagelöhner werden, und Fremden dienen"

Dann tröstete ich wohl den guten, alten Mann, wie ichs konnte. Aber mein kindischer Trost beugte ihn nur tiefer noch. Er ward kränklicher, und ahndete das Annahen seiner letzten Tage. Oft sah er mich tiefgerührt an, mit Kummer um meine Zukunft; und die bittre Thräne der Hoffnungslosigkeit netzte seine Augen. Ich verlies, wenn ichs sah, mein Spiel. Ich sprang zu ihm hinan; denn ich konnt' es nicht ertragen, ihn weinend zu sehn. Ich umklammerte seinen Hals, küßte ihm die Thränen von den Wimpern, und rief schluchzend: „O! mein Vater, weine doch nicht!"

Welch ein glückliches Volk könnte jene Gegenden bewohnen, wo der fruchtbare Boden dem Landmann alljährlich zwey Erndten giebt, und Oliven und Trauben am warmen Sonnenstrahl im Ueberfluß reifen! Aber über die blühende Erde schleicht ein erdrücktes Menschengeschlecht. Es giebt die Frucht seiner Noth

und Mühe den schwelgenden Bischöfen, die für die Leiden hienieden ihm eines künftigen Lebens ewige Lust verheißen; giebt seinen Erwerb den Edelleuten und Fürsten, welche dafür das Land mit Weisheit und Güte regieren wollen. Ein Gastmahl am königlichen Hofe verschlingt die Jahresfrucht einer Provinz, was unter Millionen Seufzern, und unter Millionen Schweißtropfen dem Schooß der Erde entrungen ward.

Ich war achtzehn Jahre alt, da starb mein Vater. Es war ein heitrer Abend, die Sonne nahe am Untergang. Mein Vater saß vor der Hütte, im Schatten des Kastanienbaums. Er wollte noch einmal den Anblick einer Welt genießen, die ihm unter allen Leiden lieb geworden war. Ich kam vom Felde. Er war sehr matt. Ich gieng zu ihm. Er schloß mich in seine Arme. „O mein Sohn"! sagte er: „Jetzt ist mir wohl. Mein Feierabend kömmt, ich gehe zur Ruhe. Doch werd' ich dich nicht vergessen. Ich werde vor Gott stehn, mit deiner Mutter; wir wollen über den Sternen für dich beten. Denk' an uns, und sey der Tugend treu

bis in den Tod; wir wollen für dich beten. Gott sorget für dich. Und weine nicht. Denn hast du einst dein Tagewerk geendet, so wird auch deine Feierstunde schlagen. Dann findest du uns droben wieder, mich und deine Mutter. Ach! Colas, wie sehnsuchtsvoll wollen wir dich dort erwarten, und wie wohl wirds thun, wenn die drei seeligen Herzen der Eltern und des Kindes wieder aneinander schlagen vor Gottes Thron!"

Der letzte Sonnenstrahl erblich an den Gebürgsgipfeln; die Welt sank in falben Dämmerungen unter. Der Geist meines Vaters war von der gebrechlichen Hülle des Körpers frei. Die theuren Ueberreste desselben lagen in meinen Armen.

3.

Der treue Knecht, sein Name ist mir entfallen, welcher mich zum Etienne, meiner Mutter Bruder in Nismes bringen sollte, nach dem letzten Willen meines Vaters, hielt mich an der Hand, als wir durch die dunkeln

engen Straßen der Stadt Nismes giengen. Ich zitterte. Ein unwillkührlicher Schauder faßte meine Seele.

„Du bebst, Colas"? sagte der Knecht: „Du siehst blaß und finster. Ist dir nicht wohl?"

„Ach"! rief ich: „Bringe mich nicht hieher in dieses schwarze, steinerne Labyrinth. Mir ist so bange, als sollt' ich hier sterben. Laß mich taglöhnen in der grünen, freien Heimath. Sieh' doch diese Mauern, sie stehn wie schwarze Kerkerwände; und diese Menschen, sie sind so irre, so düster, als wären sie alle Verbrecher."

„Dein Oheim, der Müller", antwortete er, „wohnt nicht in dieser Stadt; sein Haus ist vor dem Karmeliterthore, im Freien und Grünen."

Man glaubt der Seele ein geheimes Vermögen an, ihre künftigen Schicksale zu ahnden. Als ich ein Genosse des entsetzlichen Unglücks wurde, dessen Geschichte alle gefühlvolle Herzen der gebildeten Welt erschüttert hat, erinnert' ich mich jener ersten, bangen Beklemmung, die ich in den Straßen des traurigen Nismes empfand, beim Eintritt in die Stadt, und nahm sie für eine Vorbedeutung. Auch der

aufgeklärteste Mann mag sich nicht von abergläubiger Furcht loswinden, wenn seine verzweifelnde Hoffnung vergebens in der Finsterniß nach Rettung umherfühlt.

Der Eindruck, welchen Nismes auf mich gemacht hatte, blieb mir beständig. Es war natürlich. Gewöhnt in der Natur und mit ihr zu leben, einsam und einfältig, schreckte mich das rege Menschengetümmel der arbeitsamen Stadt. Meine Mutter hatte mich unter den Zweigen des Oelbaums gewiegt, und in der grünen, heitern Dämmerung der Kastanienhaine hatte ich meine Kindheit verträumt. Wie mogt' ichs in den engen, dumpfen Mauern ertragen, wo nur der Gelddurst die Menschen zusammenführt. In der Einsamkeit sterben die Leidenschaften ab; das Herz nimmt die Stille der landschaftlichen Natur an. Darum machte mich der erste Anblick so vieler Menschengesichter beben, in denen der Zorn und die Sorge, der Stolz und der Geiz, die Schwelgerei und der Neid ihre Narben zurückgelassen, die derjenige nicht mehr wahrnimmt, der sie alltäglich sieht.

Vor dem Karmeliterthor war das Haus meines Oheims und daneben seine Mühle. Der Knecht wies mit der Hand auf das schöne Gebäu, und sprach: „Herr Etienne ist ein reicher Mann, aber leider" — —

„Und was denn leider?"

„Ein Kalvinist, wie die Leute sagen."

Ich verstand ihn nicht. Wir traten in das schöne Gebäu. Meine Angst verflog beim Eintritt. Ein stiller, liebreicher Geist sprach mich aus Allem an, was ich erblickte, und mir ward wohl, wie in der Heimath.

In dem saubern Zimmer voller Einfalt und Ordnung, saß die Mutter am Tisch, von vier blühnden Töchtern umgeben, mit häuslicher Arbeit beschäftigt. Ein zweyjähriger Knabe saß auf dem Schooß der Mutter spielend. Güte und Ruhe wohnte in jedem Angesicht. Sie schwiegen Alle und schlugen die Augen zu mir auf. Mein Oheim stand am Fenster und las in einem Buche. Schon waren seine Locken grau, eine jugendliche Heiterkeit aber glänzte aus seinen Blicken. Seine Mienen waren die Mienen der Frömmigkeit.

Der Knecht sprach zu ihm: „Dieser ist euer Neffe Colas, Herr Etienne. Denn sein Vater, euer Schwestermann ist gestorben und in Armuth. Darum befahl er mir, euch seinen Sohn zu bringen, daß ihr sein Vater seyn möget.“

„Sey mir willkommen und gesegnet, Colas“! sagte Herr Etienne, indem er seine Hand auf mein Haupt legte: „Ich will dein Vater seyn.“

Dann stand die Frau auf, und reichte mir die Hand und sprach: „Ich will deine Mutter seyn.“

Diese Güte bewegte mein Herz. Ich weinte und küßte die Hand des neuen Vaters und der neuen Mutter, ohne ein Wort sprechen zu können. Da umringten mich die vier Töchter, und sagten: „Weine nicht, Colas, wir sind deine Schwestern“!

Von dieser Stunde an war ich eingewohnt in der neuen Heimath, als wär' ich nie Fremdling darin gewesen. Ich glaubte in einer Familie stiller Engeln zu wohnen, von denen mir oft mein Vater erzählt hatte. Ich ward so fromm, wie sie alle, und ward doch nie der Frömmste.

Ich wurde zur Schule gehalten. Nach e'nem halben Jahre trat Herr Etienne zu mir, und sagte mit freundlichem Blick: „Colas, du bist arm, aber Gott hat dich mit schönen Anlagen gesegnet. Deine Lehrer rühmen mir deinen Fleiß und wie du die Mitschüler alle im Erlernen wunderbarlich übertriffst. Darum hab' ich beschlossen, du sollst den Wissenschaften obliegen, und ein Gelehrter werden. Hast du in Nismes deine Lehrjahre vollbracht, so send' ich dich auf die hohe Schule von Montpellier. Du sollst die Rechte studieren, so kannst du einst Vertheidiger unsrer unterdrückten Kirche werden. Ich sehe in dir ein Werkzeug Gottes zu unsrer Rettung, und zur Beschirmung des evangelischen Glaubens gegen die Grausamkeit und Gewalt der Papisten."

Herr Etienne war ein heimlicher Protestant, wie mit ihm einige Tausend in Nismes, und in den umliegenden Gegenden. Er weihte mich in seinen Glauben ein. Die Protestanten waren arbeitsame, ruhige, wohlthätige Bürger; aber der Groll des Volks und die Wuth der Mönche verfolgte die Unglücklichen bis in das

Innerste ihrer Wohnungen. Sie lebten in ewiger Furcht; doch diese unterhielt das Feuer der Frömmigkeit um so reger in Aller Herzen. Gezwungen und zum Scheine besuchten wir die Kirchen der Katholiken, feierten ihre Festtäge, und hielten die Bilder ihrer Heiligen in unsern Zimmern. Allein weder diese Nachgiebigkeit, noch die werkthätige Frömmigkeit der Verfolgten söhnte den Haß der Verfolger aus.

4.

Schwebend zwischen zweierlei Religionen, deren eine ich öffentlich, die andre heimlich bekennen mußte, alltäglicher Zeuge des herben Gezänks beider Partheien, und wie Stolz, und Haß, und Eigennutz mehr, als Einsicht und Frömmigkeit unter die Fahnen der kriegenden Kirchen standen, wurd' ich, ohn' es zu wissen, Zweifler und Heuchler an beiden. Die Gründe, mit welchen jede die streitigen Glaubenslehren der andern angriff, waren durchdachter, feiner und wirksamer, als die-

jenigen, mit welchen man den angefochtnen Werth vertheidigte. Dies erweckte in mir Argwohn gegen alle Glaubenssätze; nur die nie angefochtnen behielten in mir bleibende Hoheit. Doch verbarg ich mein Innres Allen, um nicht Allen ein Greuel zu seyn.

So vereinsamte sich früh mein Geist. In geschäftlosen Stunden war Gott und seine Schöpfung meiner Betrachtung Gegenstand. Der Wahnsinn der Menschen, mit welchem sie sich der wechselnden Meinung willen verfolgten, oder wegen eines Strichs Landes, oder wegen eines Titels ihrer Fürsten bekriegten, ward mir schauerlich. Ich empfand schon früh mein hartes Geschick, unter Wesen zu leben, die in Allem von mir verschieden urtheilten. Ich sah' mich von Barbaren oder Halbwilden umringt, noch nicht menschlicher, als jene vor deren Menschenopfern wir erschrecken. Wenn die alten Celten, oder die Braminen, oder die Wilden der amerikanischen Wüsten am Altare ihrer Götter Menschen schlachteten, waren sie entsetzlicher in ihrem Thun, als die Neu-Europäer, wenn sie am Altar ihrer Göt-

ter (und Meinungen sind die Götter der Sterblichen) tausend Brüder mit frommem Eifer würgen?

Ich beklagte die Greuel meines Zeitalters, und sah kein Mittel die allgemeine Rohheit der Völker verschwinden zu machen. Die thierische Natur der Sterblichen ist überall die obsiegende. Futter, Geschlechstrieb und Gewaltsucht sind, wie bei jeder Vieh-Gattung, die mächtigsten Reize zum Handeln; die Quellen der Eintracht und Zwietracht; des Steigens und des Verfalls der Nationen. Die uneigennützige Tugend, das ewige Recht, und die unvernichtbare Wahrheit sind mehr geahndet, als erkannt und beherzigt. Ihre Namen tönen in den Sälen der Schulen ohne daß ihr Wesen die Lehrer selbst durchdringt. Und wer es mit heiligem Eifer wagen würde, diese zu bekennen, würde bald das Gelächter der Umstehenden, das Opfer des allgemeinen Wahnsinns werden. Dein Schicksal war es, Jesus Christus, du einziger, du Erhabner! Dich verkannten deine Feinde, aber noch mehr deine Anhänger bis zum heutigen Tag!

Doch allzu verwundend für mich war die finstre Gegenwart. Ich sehnte mich nach dem Edlern und Vollendetern. Im Zeitraum der blühenden Einbildungskraft konnt' es mir nicht fehlen, mir eine schönre Welt zu baun, in welcher Tugend, Recht und Wahrheit sich umarmten, und die Sinnlichkeit ihre lieblichsten Gefühle überpflanzte. Ich ward Dichter, und betrauerte den Untergang Roms und Griechenlandes, welche ein schöneres Daseyn der Menschheit erwarten ließen, und die Erwartung bitter täuschten,

5.

Die Ruinen des ungeheuern Amphitheaters zu Nismes, des alten prächtigen Denkmals der Römer-Größe, waren mein Lieblings-Aufenthalt. Wenn ich durch die hohen Bogengänge zwischen den grauen Pilastern hinwandelte, oder hinabsah über die erhabnen Trümmer von der hohen Attike, dann ward mirs, als umarme mich der Geist der majestätischen Vorwelt, und drücke mich klagend an seine Brust.

Hier weilte ich gern, aber nie ohne Wehmuth. Diese Ueberbleibsel längst verstobner Menschengeschlechter wurden mir ein Buch der Geschichte. An das römische Prachtwerk haben die Hände mehrerer Völker geflickt. Die beiden halbverfallenen Thürme auf der Attike, öde aufgeschichtete Steinmassen, ohne Geschmack und Kunstsinn, wurden von den Ueberwindern Roms den Gothen errichtet. Und die hölzernen Hütten, drunten in der weiten Arena, sind die Wohnung armer Taglöhner und Fabrik-Menschen heutiger Tage. — Welch ein Wechsel der Zeiten und ihrer Genossen!

Das Hülfegeschrei eines weiblichen Geschöpfs unter den Schwibbögen schreckte mich eines Abends aus meinen Träumen auf. Es war schon dämmernd in den Hallen. Ich eilte die Stufen hinunter aus dem zweiten Geschos, und erblickte ein wohlgekleidetes Frauenzimmer in der Gewalt eines gemeinen Kerls. Der Schall meiner Fußtritte machte den Verbrecher schüchtern. Er verschwand zwischen den Säulen. Ein junges Mädchen, mit zerrissenem Haar saß auf einem Marmorblock, bebend und außer sich.

„Ist Ihnen leides gethan"? fragt' ich.

Sie betastete ihren Kopf: „Es war ein Räuber, mein Herr; er hat mir den Haarschmuck entrissen, einige Stein-Nadeln von Werth. Mehr nicht. Ich bitte Sie, nehmen Sie sich meiner an. Ich bin fremd hier. Neugier entfernte mich von Mutter und Schwester. Sie erwarten mich draußen. Der Mensch sollte mich zurückführen aus diesem weiten Labyrinth, und er führte mich in diese entlegne Gegend."

Ich bot ihr meinen Arm. Wir traten ans Licht. O Clementine! — —

Es war eine Blüthe von sechszehn Jahren, zart und schön aufgewachsen. Sie schwebte neben mir, wie ein Luftbild; ich vernahm ihr Wandeln nicht. Das Liebliche, Frische, Geistige ihres Angesichts war engelhaft, und ihr Blick voller Unschuld und Liebe drang in das Innerste meiner Seele.

Ich versank in eine angenehme Verwirrung. Nie hatt' ich solch ein Gefühl von Bewunderung und Zutraun, von unaussprechlicher Neigung und Ehrfurcht gekannt. Ich war ein

und zwanzig Jahre alt worden, und kannte die Liebe nur aus den Gemälden der alten Dichter, und nannte sie eine leidenschaftliche Freundschaft, unwürdig des Mannes. Ach! sie war wohl etwas anders.

Liebe ist die Poesie der menschlichen Natur. Das Gefühl der Schönheit veredelt die rohe Sinnlichkeit, und erhebt sich zum Berühren des Geistigen; und der tugendhafte, selbständige Geist vermählt sich unter dem Zauberhauch der Anmuth dem Irdischen. So ists wahr, daß die Liebe den Staub vergöttlicht und das Himmlische auf die Erde herableitet.

Ich gieng und gieng, und hatte all' meine Besinnung verloren, und wir kamen ans Karmeliterthor, wo ich mich plötzlich erkannte.

„Sie sind Fremd"? stammelte ich.

„Freilich", antwortete sie, „aber es ist vergebens, daß wir Mutter und Schwester suchen. Wissen Sie das Haus des Herrn Albertas? Dort wohnen wir."

„Ich führe Sie dahin."

Wir wandten um. Welch eine Verwandlung! Die engen, schwarzen Straßen waren

mir nicht mehr dumpfe Kerkermauern, sondern wie glänzende Gewölke, und die Menschen zogen wie Schatten hindurch.

Wir sprachen nicht. Wir kamen zum Hause. Man öffnete freudig die Pforte. Die ganze Familie drängte sich herbei, die geliebte Verlorne zu bewillkommen, welche durch ausgesandte Diener noch jetzt gesucht ward. Da vernahm ich unter den tausend Liebkosungen den Namen Clementine. Sie dankte mir mit wenigen Worten und erröthend; desgleichen thaten Alle. Ich aber konnte nichts erwiedern. Man fragte um meinen Namen; ich nannte ihn, verbeugte mich und verließ die Gesellschaft.

6.

Oft war ich im Amphitheater, oft führte mich der Weg durch die Straße des Albertas. Ich sah' sie nicht wieder. Ihr Bild schwebte unaufhörlich vor mir, und irrte umher in meinen Träumen. Ich verlor die Hoffnung, die schöne Erscheinung wieder zu haben; aber nicht meine Sehnsucht.

Erst jetzt empfand ich, daß ich allein stand in der Welt und mich nicht schmiegen konnte an ein mir verwandtes Wesen. Ich war ohne Mutter und Vater, ohne Schwester und Bruder. Geliebt von der Familie meines guten Oheims, sah ich mich doch in ihr nur, als eine glückliche Waise; und in Allen, die mich mit Wohlthaten überhäuften, nur Erhabnere.

Die Zeit erschien, daß ich auf die hohe Schule gesandt werden sollte nach Montpellier. Herr Etienne wiederholte mir seine Wünsche, und beschwor mich, seine Erwartungen nicht zu betrügen. Im Uebermaaß seines Vertrauens zu meinen jungen Kräften sah er in mir den künftigen Schutzengel der protestantischen Kirche in Frankreich.

Er segnete mich, Die ganze Familie stand weinend um mich her beym Abschiede. Ich versprach in allen Feierzeiten nach Nismes zu kommen, und gieng, vom Schmerz überwältigt.

Von Nismes bis Montpellier sind acht volle Stunden. Ich wanderte im Schatten der Maulbeerbäume zu Fuß zwischen goldnen Saaten und hellen Weingärten an der Hügelkette ent-

lang, über welche die grauen Sevennen sich erheben. Aber die Luft glühte und der Boden brannte unter mir. Nach drei Stunden sank ich ermüdet nieder am Ufer des Vidourle, im Schatten eines reinlichen Landhauses und seiner Kastanienbäume.

Ich sann über meine Vergangenheit und meine Zukunft. Ich berechnete, was ich gelebt hatte, und welch ein Zeitraum mir noch, dem gewöhnlichen Maaße nach, zu wirken übrig bleibe. Ich fand noch vierzig Jahre, und schauderte vor der Kürze unsrer Tage zum erstenmale. Die Eiche am Gebürge bedarf zu ihrer Entwickelung eines Jahrhunderts, und steht in ihrer Kraft noch ein zweites. Und des Menschen Seyn so flüchtig! Und Warum? Wohin soll er mit der Menge seiner Anlagen? Nicht ein langes, aber vielfältiges Leben ist dem Sterblichen von der Natur verliehn. Der Gedanke beruhigte mich. Nun dann, dacht' ich, vier Jahrzehende, und dann stehst du, Vollendeter, wo dein Vater steht.

So entschlummerte ich allmählig in diesen Gedanken. Im Traume war ich Greis, mein

Gebein schwerer, mein Haar ergraut. Die tausend feinen Poren des äußern Körpers, durch welche er unspürbar Lebenskraft einsaugt, und sich von den Elementen nährt, waren welk worden. Mit dem verschwindenden Zufluß des Lebensstoffes erlahmte die Kraft der Muskeln, und erhärteten und verschlossen sich die zarten Theile allgemach, welche wir seine Werkzeuge heißen. Ich hörte die Welt nicht mehr, und bald erloschen auch meine Augen. Indem also die Sinne abstarben, mit welchen der Geist im Irdischen anwurzelt, wurden die Gefühle schwächer, alle Vorstellungen matter, und Alles, was durch die sonst geschäftigen Sinne dem Geist zugeführt war, verlor sich. Ich hatte meinen Leichnam nicht mehr in der vollkommnen Gewalt, und vergaß die Namen der Dinge und ihren Gebrauch. Menschen fütterten mich, und kleideten mich an und aus, und thaten mit mir, wie man mit Kindern thut. Ich konnte noch sprechen, aber die Worte waren mir oft entfallen, und ich gab zuweilen Reden, die niemand begriff. Doch dachte ich, und fühlte, wenn gleich ohne allen Harm, daß ich

der Erde nicht mehr angehöre. Bald aber dacht' ich auch nicht mehr in Worten; sondern es war nur ein starres, stilles, nämliches Gefühl meines Seyns, wie man im festen Schlafe hat, wo man selbst nicht einmal mehr träumt. Dies Seyn, ewig Einerlei, mit gänzlicher Abwesenheit von etwas Aeußerm, war ohne Wohl und ohne Weh; es war in ihm kein Wechsel des Gedankens, daher kein Folgen, und keine Zeit mehr. Genug ich war schon längst gestorben, mein Leichnam schon längst begraben und verweset seit Jahrhunderten. Nur auf Erden, in der Sinnlichkeit, wo wir die Veränderungen der Dinge zählen, sind Jahrhunderte, und das Gefolge der Ereignisse entbindet in uns die Vorstellung von Zeiten. Abgeschieden aber von allem Wechsel, ist im Seyn keine Zeit vorhanden.

Eine angenehme dunkle Empfindung machte Epoche in mir. Mein bisher isolirter Geist ward mit neuen Werkzeugen verbunden, wirksam im Weltall aufs Weltall zu seyn. Ich empfand immer heller, und hörte wieder ein mildes Säuseln, und fühlte eine liebliche Frische

mich umströmen. Vor mir schwammen goldne, blendende Stralen, und Silbergewölke gaukelten darin. Ich senkte den verwundeten Blick in das leuchtende, durchsichtige Grün mich umschwebender Zweige, die wie gefärbte Luft im kristallklaren Aether flossen. Und zwischen den Zweigen und Wolken bewegungslos schimmerte Clementine in namenloser Schönheit, einen Kranz von jungen Blumen ums dunkle Haar.

Sie lächelte mich an. So lächelt die Liebe in ihrer Unschuld. Sie nahm den Kranz aus den Locken, und schwang ihn in der zarten Hand, und der Kranz sank auf meine Brust.

„O du himmlischer Traum, verlaß mich nicht"! dacht' ich, und starrte mit namenlosem Entzücken die schöne Gestalt an.

Indem rollte es, wie ein Wagen, herbei. Clementinens Antlitz verfinsterte sich. Man rief ihren Namen.

„Leben Sie wohl, Alamontade"! sagte sie und verschwand unter den bebenden Zweigen.

Ich wollte im gleichen Augenblick zu ihren Füßen sinken. Aber ich lag auf dem Erdboden. Ich war nicht im Traume; denn ich er-

kannte die Vidourle und das Landhaus von erhabnen Kastanien umdunkelt.

Ich richtete mich auf. Ein Wagen donnerte über die Brücke. Ich eilte dahin. Ein alter Diener kam mir entgegen, und fragte ob ich Erfrischungen verlange? Ich bezeugte ihm meine Verwunderung. „Sind Sie nicht Herr Alamontade"? sagte er. Ich bejahte es. „Nun Fräulein de Sonnes und ihre Frau Mutter haben mir den Befehl für Sie hinterlassen." Erwiederte er. Ich gieng zurück, nahm Clementinens Kranz vom Boden, und folgte dem Diener. Clementine war das Fräulein de Sonnes.

Dieser Tag war einer der unvergeßlich schönen meines Lebens.

7.

Ein Dachstübchen im Hinterhause eines der reichsten und glücklichsten Bewohner von Montpellier, des Herrn Bertollon, ward meine Wohnung. Einige Dächer, schwarze Mauern, und zwei Fenster nebst Söller eines auf der

gegenseitigen Straße stehenden Pallastes waren meine Aussicht. Dennoch war ich glücklich. Umringt von meinen Büchern, lebte ich nur den Wissenschaften, und Clementinens Kranz hieng über meinem Schreibtisch. Des Frühlings Blüthen-Millionen verloren ihren Glanz neben der Magie dieser verwelkten Blumen, und die Juwelen der Könige wogen mir nicht den Werth des leichtesten Kelchblättchens von ihm auf.

Clementine war meine Heilige. Ich liebte sie mit einer frommen Ehrfurcht, wie man überirdische Wesen lieben kann. Der schwebende Kranz war eine Reliquie, die mir vom Himmel herab der Engel zugeworfen hatte. Ich sah sie im Strahl der Verklärung durch meine Träume gehn. Ihr Name tönte in meinen Liedern. Ich erwartete mit Beben und Sehnsucht die Feierzeiten der hohen Schule, um meinen Oheim Etienne, und Nismes, und vielleicht in irgend einem glücklichen Zufall auch die geliebte Heilige wieder zu sehn.

Eines Tages öffnete sich die Thüre meines einsamen Gemachs. Ein junger, schöner Mann

trat herein, das Zimmer zu besichtigen. Es war Herr Bertollon. „Sie haben hier eine traurige Aussicht", sagte er, und trat ans Fenster: „Doch drüben noch ein Stückchen vom Hause de Sonnes, eines der geschmackvollsten in der Stadt"! setzte er lächelnd hinzu.

Der Name de Sonnes erschütterte mich. Herr Bertollon blieb nachdenkend am Fenster stehn, und schien traurig zu werden. Ich knüpfte ein Gespräch an. Er fragte mich um meine Herkunft, um meine Kenntnisse. „Wie", sagte er, „Sie spielen die Harfe? Und Sie lieben sie leidenschaftlich, ohne das Instrument zu haben?"

„Ich bin zu arm, mein Herr, mir selbst eins zu kaufen. Mein weniges Geld reicht kaum für die nothwendigsten Bücher."

„Meine Frau hat der Harfen zwei. Sie kann schon deren eine entbehren", gab er zur Antwort und verließ mich.

Binnen einer Stunde kam die Harfe. Wie glücklich war ich! Nun dacht' ich Clementinen und schlug die Saiten. Empfindungen sind sprachlos; für den Gedanken sind die bezeich-

nenden Worte erfunden; für das Gefühl des Herzens aber der melodische Ton.

Am folgenden Morgen kam der liebenswürdige Bertollon. Ich dankte ihm gerührt. Er forderte mich zum Spielen auf. Ich spielte und dachte Clementinen. Er lehnte mit der Stirn' ans Fenster und starrte trüb hinaus über die Dächer. Meine Seele sank unter im Gewühl der Harmonien. Ich bemerkte nicht, daß Bertollons Augen voller Thränen waren, daß er sich umwandte und horchend vor mir stand.

„Sie sind ein lieber Zauberer"! rief er und umarmte mich mit Heftigkeit: „Wir beide müßen Freunde werden!"

Ich war der seinige schon; wir wurdens noch mehr im Zeitraum einiger Wochen. Ich mußte ihn bei schönem Wetter auf allen kleinen Lustfahrten begleiten. Er verknüpfte mich mit einer unzähligen Bekanntschaft. Jeder behandelte mich mit Achtung und Auszeichnung und Bertollon schien allein bei mir froh werden zu können. Er war der Inhaber einer ansehnlichen Bibliothek, einer reichen Natura-

lien-Sammlung. Er übertrug mir die Aufsicht, und schien nur die Mittel gewählt zu haben, meine Armuth durch ein ansehnliches Jahrgehalt für die geringen Bemühungen decken zu können, ohne meine Empfindlichkeit zu kränken.

Bertollon war, in mehr als einer Hinsicht, ein ausgezeichneter Mann. Er besaß Kenntnisse, Witz und Ueberredungsgabe; er bezauberte durch seine Anmuth und Würde; in Gesellschaften war er der Genius der Freude, sein Stolz war die Achtung seiner Mitbürger. Er hatte schon verschiedene öffentliche Aemter ausgeschlagen, mit einer Bescheidenheit, die ihn des allgemeinen Zutrauens noch würdiger machte. Er war sehr reich, Mitglied eines großen Handelshauses, besaß eines der angenehmsten Landgüter auf der Höhe des benachbarten Dorfes Kastelnau, und war der Gatte der schönsten Frau von Montpellier. Gewöhnlich lebte seine Gemahlin auf dem Landgute; nur im Winter zog sie in die Stadt. Bertollon besuchte sie nur selten. Nicht Liebe, sondern Convenienz und Intresse schien diese Ehe geschlossen zu haben.

Was mir diesen Mann noch wichtiger machte, war seine Losgebundenheit von allen Vorurtheilen. Bigotterie und religiöse Schwärmerei beseelte die ganze Stadt; nur er machte eine seltne Ausnahme. Demungeachtet besuchte er am fleißigsten die Messen, und war selbst ein Glied von der Brüderschaft der grauen Penitenten. „Es ist so ein Geringes", sagte er, „die Menschen zu gewinnen. Man huldige nur ihren Vorurtheilen, wenn man sie nicht bekämpfen und besiegen kann, und man ist der Mann aller Herzen. Wer den Vorurtheilen offnen Krieg macht, ist eben so sehr Schwärmer, als der sie mit allen Waffen verficht."

Oft geriethen wir dennoch mit einander in freundschaftliche Fehde. Er nannte die Bestimmung des Menschen Glückseligkeit, und kannte keine Schranken für die Wahl der Mittel zu ihr. Er spottete meines lebhaften Eifers für die Tugend, nannte sie ein Werk der gesellschaftlichen Ordnung und bewies mir, daß sie unter verschiednen Nationen auch verschiedne Farben trage. Sein Witz wußte mich sogar zuweilen mir selbst lächerlich zu machen,

indem er eine meiner Cardinaltugenden zu verschiednen Völkern wandern und überall anlaufen ließ.

Und doch war Bertollon, bei der Gefährlichkeit dieser Grundsätze mir lieb; denn überall that er das Gute.

8.

Während ich so den Musen und der Freundschaft meine Stunden streute, waren die beiden Fenster und der Söller des Pallastes de Sonnes nicht vergessen. Herr Bertollon hatte mir schon mehrmals ein anderes Zimmer für mein Dachstübchen geboten, mit kostbarem Geräth und einer weiten, frohen Umsicht. Aber nicht für sein erstes Prunkzimmer, nicht für die Aussicht ins Paradies von Languedok hätte ich das arme Dachstübchen vertauscht.

Der Zufall — denn Erkundigungen einzuziehn verhinderte in mir eine seltsame Schüchternheit — der Zufall lehrte mich, daß die Familie de Sonnes in wenigen Wochen von Nismes zurückkommen würde, und daß sie in

tiefer Trauer sey um Clementinens neulich verstorbne Schwester.

Und die wenigen Wochen, und ein Vierteljahr verstrich. So oft ich die Harfe rührte, hing mein Auge unverwendet an dem geliebten Gemäuer. Aber die Familie de Sonnes kam nicht zurück, und kein Zufall belehrte mich des Fernern. Ich aber schwieg, und verhüllte mein liebendes Herz vor der Welt.

Die Feierzeit der hohen Schule erschien. Ich flog nach Nismes, in der Hoffnung dort glücklicher zu werden. Als ich beim Landhause an der Vidourle vorüberkam, blieb ich stehn. Alles war verschlossen, ungeachtet die Felder und Hügel wimmelten von Schnittern und Winzern. Da sucht' ich die Wunderstelle auf unter den Kastanien, wo Traum und Wirklichkeit einst so zauberhaft zusammengeflossen. Ich warf mich unter den schwebenden Zweigen nieder, und auf der Stätte, welchen Clementinens Fuß einst durch seine Berührung geheiligt hatte. Lieb' und Wehmuth zogen mich nieder. Ich küßte den geweihten Boden, der damals Alles getragen, was die Welt für mich Theures umfing.

Ach! umsonst harrt' ich einer Engels-Erscheinung entgegen. Ich verließ den schönen Ort, als es schon Abend worden, und über der verdämmernden Ebne nur die Felsengipfel der Sevennen noch goldroth funkelten.

Herr Etienne und die fromme Mutter, und Marie, Antonie und Susanne, die drei Töchter, empfingen mich mit rührender Freude. Ich sank von Herz an Herz, wortlos und seelig, und wußte nicht, von wem ich inniger geliebt wurde, und wen ich am meisten liebte. Ich war der Sohn und Bruder dieser Familie; war in meiner Heimath, und ihrer aller Freude.

„Ja, du bist unser aller Freude"! rief Herr Etienne gerührt: „Und die Hoffnung unsrer Kirche. Alle Nachrichten von Montpellier haben uns deinen Fleiß gerühmt, und wie deine Lehrer dich schätzen. Fahre fort, o Colas, fahre fort dich zu stärken; denn unsre Leiden sind groß, und das Trübsal der Gläubigen hat kein Aufhören. Gott ruft dich. Werde sein auserwähltes Rüstzeug, die Macht des Antichristes zu brechen, und das in den Staub getretne Evangelium triumphirend emporzuheben!"

Die Besorgnisse meines Oheims waren seit einiger Zeit besonders durch die harten Aeusserungen der ersten Magistrats-Person der Provinz wider die geheimen Protestanten vermehrt. Der Marschall von Montreval residirte in Nismes, und um so mächtiger und furchtbarer wurde dieser Mann, da er des Königs ungemessenes Vertrauen besaß. Man trug seine Drohungen gegen die Calvinisten von Mund zu Mund, jeder Gassenbube rief sie dem andern zu.

Mich aber quälte eine andre Sorge. Vergebens hatte ich alltäglich die Straße des Hauses Albertas, vergebens das Amphitheater durchirrt. Clementine war nirgends sichtbar.

Auf der Straße begegnete mir eines Morgens der alte Diener, welcher mich auf Befehl der Frau de Sonnes im Landhaus an der Vidourle bewirthet hatte. Er erkannte mich; er schüttelte mir frohherzig die Hand, und erzählte mir nach tausend andern Dingen, Frau de Sonnes und ihre Tochter wären schon seit einigen Monaten nicht mehr in Nismes, sondern in Marseille, um in den Zerstreun-

gen dieser großen Handelsstadt ihren Schmerz um den Verlust einer zärtlichgeliebten Tochter und Schwester zu beruhigen.

So mit vernichteter Hoffnung, Clementinen nur einen Augenblick lang und aus der Ferne nur zu sehn, ging ich traurig nach Hause. Die freudige Erwartung, welche mich durch die volle Hälfte eines Jahres genährt hatte, war betrogen. Ich entwarf Pläne, nach Marseille zu gehn; nur drei Tagereisen waren es bis dahin — und dann wollt' ich von Straße zu Straße wandern, und Fenster um Fenster mustern, und alle Kirchen und alle Messen besuchen — könnt' ich sie nur dann eine Minute lang wiedersehn. Sie warf mir ja den Blumenkranz auf die Brust — könnte sie mir nicht für so viele Mühe auch einen freundlichen Blick gewähren?

Aber die besonnene Ueberlegung zerstörte mir bald den abentheuerlichen Plan. Um desto niedergeschlagner trat ich in das Haus des Herrn Etienne.

Mit Befremden ward' ich auch hier in allen Gesichtern eine ungewöhnliche Verlegenheit und

Unruhe gewahr. Die Mutter trat zu mir, legte ihre Hände auf meine Schultern und küßte mich mit einem Blick des Mitleids: Marie und Antonie und Susanne nahmen meine Hände freundlich in die ihrigen, als wollten sie mich damit trösten.

„Was ists denn"? sagte Herr Etienne mit starker Stimme. Er hatte überhaupt, ungeachtet seines frommen Aeußern, etwas Heroisches in seinem Charakter: „Ihr wisset, daß ein guter Christ dann am frohsten seyn soll, wenn die Wellen des Unglücks am heftigsten zusammenschlagen. Der Teufel hat nicht Macht an uns, und die Vorsehung hat jedes Haar unsers Hauptes gezählt. Der Marschall liegt nicht außer der Gewalt des Herre Gotts"!

Ich gab meine Verwunderung über dies Alles zu erkennen. „Du hast wohl recht, Colas", sagte der Alte: „Und es verdreußt mich das Zagen der Weiber. Der Herr Marschall von Montreval hat vor einer Stunde hieher gesandt, und dir gebieten lassen, morgen um die zehnte Stunde ins Schloß hinaufzukommen. Da hast du's. Und was mehr ists

nun? — Will dir dein Gewissen wohl, so geh' zum Marschall ohne Furcht, und wäre sein Schloßhof die aufgesperrte Hölle." —

Allerdings konnte der von einer so erhabnen Person herstammende, unmittelbare Befehl die kleine Müllerfamilie erschrecken. Der Marschall zeigte sich nur selten dem Volke, und auch dann nur von einem zahlreichen Gefolge hoher Officiere, Edelleute und Garden begleitet. Der äußere Pomp der Großen übt über die Gemüther der Menge ein größeres Schrecken, als ihre Gewalt.

Die Mutter hatte mit zitternden Händen am andern Morgen meinen Anzug geordnet. — Ich beruhigte mit allem Trost die lieben Bekümmerten. „Es ist zehn Uhr"! rief Herr Etienne: „Geht hin in Gottes Namen. Wir beten für dich."

Ich ging.

Der Marschall von Montreval war in seinem Cabinet. Nach mehr denn anderthalb Stunden wurd' ich durch eine Reihe von Zimmern und Sälen zu ihm geführt. Ein ältlicher Herr, etwas hager, mit einem gebieten-

den Anstand ohne Zwang, von dunkler Gesichtsfarbe und scharfspähenden Augen, trat einige Schritte hervor. Die Ehrfurcht der Umstehenden deutete mir ihn als den Marschall an.

„Ich wollte Sie sehn, Alamontade", sagte der Marschall, „da Sie auf der Liste der Universität Montpellier so sehr mit Lobe ausgezeichnet sind. Bauen Sie Ihre Talente an. Sie können ein nützlicher Mann werden, und ich will in Zukunft für Sie sorgen. Meine Aufmunterung darf Sie nicht stolz machen, aber ämsiger. Ich werde mich ferner nach Ihnen erkundigen. Wenden Sie Alles an, die Freundschaft des Herrn Bertollon, Ihres Gönners zu behaupten, und sagen Sie ihm, daß ich Sie habe zu mir rufen lassen."

Dies war es, was mir der Marschall sagte. Er schien, nach einer kleinen Unterredung mit mir, Wohlwollen gegen mich blicken zu lassen. Ich empfahl mich seiner Gnade, und eilte, meine in Bangigkeit schwebende Familie zu trösten.

Die Freude war groß. Bald mußten es nun alle Nachbaren und die ganze Stadt er-

fahren, welcher Ehre mich der Marschall gewürdigt. „Sagt ichs nicht"? rief Herr Etienne: „Gott ists, der die Herzen der Gewaltigen lenkt! Aus der Nacht steigt die Sonne, und über der erdrückten Schlange und über den Dornen des Schmerzens ragt das heilige Kreuz gen Himmel"!

9.

Herr Bertollon war aufs Land zu seiner Gemahlin gereist, da ich in Montpellier ankam. Nicht ohne Betrübniß stand ich in meinem Dachstübchen vor dem verdorrten Kranz. Ich seufzte Clementinens Namen, und küßte das dürre Laub, welches einst unter ihren zarten Fingern geblüht hatte. Ich wollte mich der Thränen schämen, die mir getäuschte Hoffnung ins Auge trieb, und doch ward mirs wohl durch sie.

Der Kranz und der schmale Theil des prächtigen Hauses de Sonnes sollten nun den Winter hindurch wieder die stummen Zeugen meiner Liebe, meiner Freuden, meiner Hoffnungen werden. „Vielleicht führt sie der Früh-

ling mit seinen Blüthen zugleich nach Montpellier"! sagte ich zu mir, und sah hinüber zu dem Pallast, der sie dann umfangen sollte.

Da stand an einem der hohen Fenster drüben eine weibliche Gestalt, in schwarzen Flor gehüllt, den Rücken gegen mich gewandt. Meine Pulse stockten, mein Odem verging, meine Augen verdunkelten sich. „Es kann nur Clementine seyn"! rief's in mir; aber ich war kraftlos zusammengesunken, im Fenster liegend, und hatte den Muth nicht, und nicht die Macht, aufzusehn und Ueberzeugung zu suchen.

Als ich meine Kräfte gesammelt hatte, richtete ich mich empor, und warf zitternd einen Blick hinüber. Ihr Gesicht war hergewandt, vom schwarzen Schleier umweht. Die Lüfte spielten in des Schleiers Falten; er hob sich — ich sah Clementinen, und in einem Augenblick, wo ich ihre Aufmerksamkeit erregt zu haben schien.

Ich schlug die Augen nieder. Eine nie empfundne Glut brannte in meinen Adern. Ich glaubte vergehn zu müßen. Und als ich

abermals hinübersah, war sie verschwunden vom Fenster, aber nicht von meinem innern Blick, „Sie ists"! tönte es in mir, und ich stand auf einer nie errungenen Höhe irdischer Seeligkeit, einsam, nur Clementinens Bild vor mir, und begeisterte Ahndungen schwebend zwischen mir und ihr. Ein goldner Schimmer überfloß die rußigten Gemäuer, und über den kahlen Dächern wehte ein wankendes Blumen-Meer. Die Welt zerfloß unter mir, wie eine glänzende Wolke. Clementinens Gestalt ging durch die liebliche Ewigkeit, und ich war neben Clementinen, und mein Loos unendliches Entzücken. „Ach! welcher Seeligkeit ist das Menschenherz mächtig"! rief ich, und sank auf die Kniee nieder, und faltete die Hände zum Himmel auf: „O Gott, welchen Stunden hast du mich aufgespart! O verewige, verewige diese Empfindung!"

10.

Es war Clementine. Am Abend strahlten die Fenster erleuchtet; ich sah ihren Schatten daran schweben.

Als es spät ward, nahm ich die Harfe, und in ihren Tönen verglühten meine Gefühle allmählig.

Am andern Morgen erwacht' ich spät. Schlummerlos war mir die Nacht verflossen. Als ich zum Fenster trat, lag Clementine schon am ihrigen im leichten Morgengewande. Ich verneigte mich gegen sie — mein Gruß ward kaum merklich erwiedert. Aber doch sah sie wieder freundlich auf. So lange sie da lag, war auch ich ans Fenster gebannt; zuweilen begegneten sich unsre schüchtern vorüberstreifenden Blicke. Meine Seele redete zu ihr, und mir ward es, als vernähm' ich leise Antworten.

O seelige Stunde, die ich dort harmlos im verstohlenen Anblick eines geliebten Wesens verträumte! Ich ahndete eine Gegenliebe, ohne es zu wagen, sie mir, als Möglichkeit, zu denken. Arm und geschlechtlos, wie ich, und ohne Anspruch auf Schönheit, durch welche ich gefallen konnte — wie dürft' ich meine Hoffnungen zu der liebenswürdigsten und reichsten Erbin von Montpellier erheben,

um deren Huld die ersten Jünglinge des Landes buhlten?

Und wie gern verweilt mein Gedanke in dem Gedächtniß jener Tage! Freundschaft und Liebe sind nur des Sterblichen Eigenthum; er theilt es nicht mit dem Thier und dem Engel. Freundschaft und Liebe, Kinder aus der Vermählung der irdischen und göttlichen Natur in uns, machen den Preis des Menschenthums. Wir sind frömmer, gläubiger, schonender, heimathlicher im Weltall, und zuversichtlicher dann; und wir dulden durch die Dornen am Wege; und auch die Wildniß glänzt schöner unter dem Schimmer einer still lodernden Phantasie.

Am Abend nahm ich die Harfe aus dem Winkel und ließ die Saiten rauschen. Ich spielte die Leiden Graf Peters von Provence und der geliebten Magellone, damals eine der neusten und rührendsten Balladen voll ausdruckvoller Melodie. Als ich die erste Strofe beendet hatte, und die Hände einen Augenblick ruhten, tönte mir Harfenlaut denselben Gesang leise zurück aus der Stille der Nacht.

Wer konnt' es seyn, als Clementine, die das Echo meiner Empfindungen werden zu wollen schien? Als sie geendet hatte, hob nun ich wieder an. So wechselten wir gegenseitig. Musik ist die Sprache der fühlenden Seele. Welch' eine unnennbare Wollust für mein Herz, Clementine würdigte mich eines solchen Gespräches!

Ach! tausend namenlose Kleinigkeiten, die nur ihren unermeßlichen Werth durch den Sinn empfahn, in welchem sie gegeben und angenommen werden, muß ich verschweigen; allein sie sind unvergessen. Auch noch die Leiche des schönen Jugendtraums, Erinnerung, ist, wenn gleich lebenlos, entzückend immer.

Und so dauerte der Traum zwei Jahre lang. Zwei Jahre lang sahn wir uns schweigend und liebend, und redeten zusammen durch Saitenstimmen, und näherten uns nie. Ich kannte die Kirche, in der sie betete. Da war auch ich, und ich betete mit ihr. Ich kannte die Tage, wann sie von ihrer Mutter und ihren Freundinnen begleitet unter den Schattenbäu-

men des Peyrou *) lustwandelte; da war auch ich. Ihr Blick erkannte mich dann, und lohnte mich schüchtern.

Ohne uns einander in diesem langen Zeitraum gesprochen zu haben, waren wir nach und nach die innigsten Vertrauten geworden. Wir entdeckten uns unsre Freude und unsern Kummer; wir baten und gewährten, wir hofften und fürchteten, wir schworen einander Gelübde, und brachen sie nie.

Niemand ahndete unsern Umgang, unsre süße schuldlose Vertraulichkeit. Nur Herr Bertollons Güte setzte mich oft in Gefahr, meine Freuden alle einzubüßen. Er wollte durchaus mir bessere Zimmer einräumen; nicht ohne Mühe erkämpft' ich mir den fernern Besitz des Dachstübchens.

11.

Als Madame Bertollon von ihrem Landhause zurückgekommen war, stellte mich ihr Gemahl ihr vor.

*) Einer der schönsten Spaziergänge bei Montpellier, oberhalb der Stadt.

„Hier", sagte er: „ist Alamontade, ein Jüngling, den ich als meinen Freund liebe, und dem ich nichts wünsche, als daß er noch der Ihrige werde, Madame."

Man hatte nicht zu viel von ihr gesagt. Sie war sehr schön, kaum zwanzig Jahre alt, und konnte den Malern als Ideal zu Madonnen dienen. Eine angenehme Furchtsamkeit in ihrem Wesen verschönerte sie um so mehr, je weniger die meisten ihres Geschlechts und Standes in Montpellier auch nur die feine Bescheidenheit kannten, ohne welche die Anmuth alle Magie verliert.

Sie sprach wenig, aber gut. Sie schien kalt; aber die Lebhaftigkeit und Helle ihrer Blicke verriethen ein empfindungsvolles Herz, einen regen Geist. Sie war die Wohlthäterin aller Armen, und die ganze Stadt ehrte sie. Von ihrem Gemahl vernachläßigt, von jungen, schönen Männern aus den ersten Familien angebetet, wußte dennoch die Verläumdung keinen Schatten in der Reinheit ihrer Sitten zu entdecken. Sie lebte ein fast klösterlich-eingezognes Leben. Ich selbst sah sie nur

selten. Erst im letzten Jahre meiner Universitätszeit, gab eine Krankheit ihres Mannes Anlaß uns einander öfters in seinem Zimmer beisammen zu finden.

Die zärtlichste Sorge um die Gesundheit des Herrn Bertollon war in allen ihren Zügen zu lesen. Sie war unaufhörlich für ihn beschäftigt. Sie bereitete ihm die Arzeneien; sie las ihm vor, und als die Krankheit auf der entscheidenden Höhe stand, wich ich nicht von seinem Lager; durch anhaltende Nachtwachen zerstörte sie ihre eigne Gesundheit.

Herr Bertollon blieb sich, als er genas, in seinem kalten und höflichen Betragen gegen sie gleich. Ihre Güte blieb unerwiedert. Sie schien seine Gleichgültigkeit tief zu empfinden, und entfernte sich nach und nach in gleichem Verhältniß wieder von ihm, als seine Gesundheit zunahm. Ich konnte nichts anders, denn sie bedauern, und meinem Freunde Vorwürfe zu machen.

„Aber was willst du, Colas"? rief er: „Bist du Meister deines Herzens, daß du es wagen kannst, dem meinigen Gehorsam

abzufordern? Wenn du willst, nun ja, ich will es dir einträumen, meine Frau ist schön; aber die leere Schönheit ist nur ein gefälliger Glanz, unter welchem das Herz kühl bleibt. Warum verlieben wir uns nicht in die Meisterstücke des Bildhauers? Ich gebe dir zu, sie hat Verstand; den pflegt man aber nicht zu lieben, sondern nur zu bewundern höchstens. Sie ist sehr wohlthätig; aber sie hat des Geldes genug und keinen Gefallen an kostbaren Vergnügungen. Sie bezeugte in meiner Krankheit viel Aufmerksamkeit für mich. Ich bin ihr dankbar. Es soll ihr an nichts von Allem fehlen was sie wünscht und ich zu geben fähig bin. Aber das Herz läßt sich nicht geben, es muß genommen werden! Uebrigens, Freund, kennst du sie zu wenig. Sie hat auch ihre Schwächen, und, wenn du es erlaubst, ihre Fehler. Wenn nun unglücklicherweise unter diesen Fehlern einer oder der andre von solcher Art wäre, daß er nothwendig in meiner Brust jedes anglimmende Gefühl von Zuneigung auslöschen müßte, was hätt' ich dann verschuldet, wenn ich nicht Stein

in Gold verwandeln, und nicht Convenienz-Ehe in Herzens-Sache umschaffen könnte"?

Aber nie, lieber Bertollon, nie sah ich auch nur die feinste Spur eines so harten, abstossenden Fehlers. —

„Weil du mein Weib nicht kennst. Dir, als meinem Freund, kann ichs schon offenbaren, was mich gleich in den ersten Tagen unsrer Vermählung auf immer von ihr entfernte. Es ist ihr unbändiges, besinnungsloses Aufwallen, ihre alleszerstörende Hitze. Traue nicht diesem Eis und Schnee der äußern Hülle; ein Vulkan kocht darunter, der von Zeit zu Zeit Flammen ausschleudern muß, wenn er nicht seinen Behälter zerstören soll. Sie ist still, und um so gefährlicher. Jedes ihrer Gefühle gährt lange, ehe es sich äußert; aber dann ist es unvernichtbar, und alles verzehrend. Sie scheint die Tugend und Seelengüte selbst zu seyn; ohne ihr unglückliches Temperament mögte sie eine Heilige werden. Aber eben dies vernichtet alles Beßre. Ich habe sie schon auf Einfällen ertappt, so gräßlich, so schauderhaft, daß man nicht begreifen könnte, wie einer der-

selben sich in die Seele eines Weibes schleichen, oder wie sie ihn beherbergen mag. Und auf die Weise, Freund, läßt sich kein Herz stehlen."

Diese vertraulichen Offenbarungen erschütterten mich um so mehr, da ich Bertollons feine Menschenkenntniß und seinen richtigen Blick schon oft erfahren hatte. Ich hörte inzwischen nicht auf, den Umgang mit Madame Bertollon in öftern Besuchen fortzusetzen. Ich glaubte zu bemerken, daß sie Vergnügen in den Unterhaltungen mit mir fände. Immer aber war sie die Stille, Duldende, Sanfte. So viele Schönheit und so viele Milde verwandelten meine Ehrfurcht in herzliche Freundschaft. Ich faßte den Entwurf, sie, es koste was es wolle, mit ihrem Gatten wieder zu vereinigen, oder vielmehr ihn in ihren Arm zurückzuführen.

12.

Gewohnheit des alltäglichen Umgangs entfesselte uns allmählig von der lästigen Etikette,

und gab mir für Madame Bertollon den Werth des Bedürfnisses.

„Sie sind Bertollons erster Freund und Vertrauter", sagte sie einmal, als sie, an meinen Arm gelehnt, im Garten beim Hause auf und nieder gieng: „Ich betrachte auch Sie als meinen Freund, und Ihr Charakter giebt mir ein Recht auf Ihre Güte. Reden Sie offenherzig, Alamontade! Sie wissen es: Warum haßt mich Bertollon"?

Er haßt Sie nicht, Madame. Er ist voll tiefer Hochachtung für Sie. Hassen? Er müßte ein Ungeheuer seyn, wenn er das könnte. Nein, und er ist ein edler Mensch. Er kann niemanden hassen. —

„Sie haben wohl recht. Er kann niemanden hassen, weil er niemanden lieben kann. Er gehört der ganzen Welt nicht, und niemandem; die ganze Welt und jeder gehört nur ihm an. Nie hat wohl die Erziehung ein gefühlreicheres Herz und einen talentvollern Kopf vergiftet, als bei ihm."

Sie urtheilen vielleicht zu hart, Madame. —

„O, daß es der Himmel wollte! Ich bitte Sie, bekehren Sie mich."

Ich Sie bekehren? Nicht doch, Madame! Beobachten Sie Ihren Gemahl, und Sie werden Ihren Sinn ändern. —

„Ihn beobachten? Ich that es immer, und immer ist er derselbe."

Wenigstens ein guter, liebenswürdiger Mensch. — „Liebenswürdig? Er ists. Er weiß es, und bemüht sich, es zu seyn; aber leider; nicht um andre, sondern um nur sich zu beglücken. Ich kann ihn eben deswegen auch nicht gut nennen, wiewohl er auch nicht schlecht ist."

Gewiß, Madame, ich verstehe Sie nicht ganz. Aber erlauben Sie, das ich Ihr Vertraun mit Vertrauen erwiedern darf. Nie hab' ich zwei Menschen gekannt, die so sehr verdienten, glücklich zu seyn, und so sehr geeignet waren, es eins durchs andre zu werden, als Sie und Ihr Gemahl. Und doch stehn beide von einander getrennt da! Gewiß, ich will glauben genug gelebt, und genug gethan zu haben in der Welt, wenn ich

Sie beide mit einander aufs innigste verbinden, und Ihre entfernten Herzen zusammenführen könnte. —

„Sie sind sehr gütig. Aber ungeachtet die Hälfte Ihrer Arbeit schon gethan ist, denn mein Herz eilte längst dem seinigen nach, welches vor mir flieht, so, fürcht' ich doch, wünschen Sie eine Unmöglichkeit. Wenns aber noch Einem gelingen sollte, so würden Sie der Eine seyn. Sie, Alamontade, sind der erste, dem Bertollon so ganz eigen sich hingiebt, an den er sich so fest klammert. Versuchen Sie es, ändern Sie des Mannes Charakter."

Sie scherzen. Ihn ändern? Welche Tugend verlangen Sie, daß Bertollon noch ausüben soll? Er ist großmüthig, bescheiden, der Beschirmer der Unschuld, von immer gleicher Laune, ohne hervorstechende Leidenschaft, gemeinnützig, freundschaftlich — — — —

„Sie haben recht, das Alles ist er."

Und wie soll ich ihn ändern? —

„Machen Sie ihn zum bessern Menschen"!

Zum bessern Menschen? — erwiederte ich

erstaunt und blieb stehn, und sah der schönen Frau mit einer sonderbaren Verlegenheit in die von einer Thräne benetzten Augen: — Ist er denn böse? Ist er lasterhaft? —

„Das ist Bertollon nicht", antwortete sie: „Aber er ist nicht gut."

Und dennoch, Madame, geben Sie zu, daß er all' die schönen Eigenschaften besitzt, die ich vorhin an ihm rühmte? Fordern Sie nicht vielleicht zu viel von einem Sterblichen? —

„Was Sie an ihm gerühmt haben, Alamontade, hab' ich nicht abgeläugnet. Aber es sind nicht seine Eigenschaften, es sind nur seine Werkzeuge. Er thut viel Gutes, aber nicht, weil es das Gute ist, sondern weil es ihm vortheilhaft ist. Er ist nicht tugendhaft, sondern nur klug. Er sieht in allen Handlungen nur das Nützliche und Schädliche, nie das Gute oder Böse. Er würde eben so gern die Hölle zur Erreichung seiner Absichten, als den Himmel voller Tugenden gebrauchen. Er setzt seine Seeligkeit darin, das zu erhalten, wonach ihm gelüstet, und dafür ist er und thut er, was unter den gegebnen Umständen zweck-

mäßig seyn mag. Die Welt ist ihm ein Spielplatz der Begierden, worin dem Glücklichsten und Schlauesten Alles gehört. Das Gedränge der beisammenlebenden Menschen schuf, wie er glaubt, Staaten und Gesetze, Religionen und Uebungen. Der Weiseste ist ihm, wer das verworrene Geflecht der Convenienzen bis auf den feinsten Faden kennt; und wer es kennt, der vermag Alles. An sich ist nichts recht, nichts unrecht. Die Meinung heiligt und verdammt allein. Sehn Sie, Alamontade, dies ist mein Mann. Er kann mich nicht lieben, denn er liebt nur sich. Sein Sinn und Geschmack ändert, und darnach sein Wesen. Mit eiserner Beharrlichkeit verfolgt er und erreicht er seine Ziele. Er ist der Sohn einer angesehnen Familie, die aber von der Höhe des alten Wohlstandes herabgesunken war. Er wollte reich seyn, ward Kaufmann, verschwand in entlegne Gegenden, und kam als Herr einer halben Million zurück. Er wollte seinen Wohlstand durch Verbindung mit einem der angesehensten Geschlechter dieser Stadt sichern. Ich ward sein Weib. Er wollte Einfluß auf

die öffentlichen Angelegenheiten haben, ohne den Neid zu wecken; er popularisirte sich und schlug die ersten Ehrenstellen aus. — Nichts ist ihm bei seiner Art zu denken unerreichbar. Er kennt kein Heiligthum. Er überwältigt Alles; niemand ist ihm stark genug, weil jeder schwach ist durch irgend eine Neigung, oder eine Leidenschaft, oder eine Meinung."

Dies Gemälde von Bertollons Denkart erschütterte mich. Ich fand es in allen Zügen dem Urbild entsprechend. Nie hatt' ich noch Alles das in mir zur deutlichen Vorstellung erhoben, wenn schon es in meiner Empfindung gelegen war.

Ich entdeckte die ungeheure Kluft, welche die Herzen beider Gatten trennte; und verzagte, sie ausebnen zu können.

Aber, Madame, sagt' ich, und drückte gerührt die Hand der schönen Unglücklichen: Verzweifeln Sie nicht. Ihre ausdauernde Liebe, Ihre Tugend wird ihn endlich fesseln.

„Tugend? O lieber Alamontade, was darf man hoffen von dem Mann, der die Tugend eine Schwäche, oder Einseitigkeit des Charak-

ters, oder Sprödigkeit des Sinnes nennt? Der die Religion nur für Krämerei der Kirche und der Erziehung hält, woran die Fantasie der Blöden mit kindischem Eifer spielt?" —

Er hat doch aber ein Herz, der Mann!

„Er hat ein Herz, aber er hat es nur für sich, und nicht für andre. Er will geliebt seyn, ohne sich dafür zu veräußern. Ach! und kann man einen solchen lieben? Nein, Alamontade, die Liebe fordert mehr. Sie giebt sich ganz dem Geliebten hin, und lebt in ihm, und ist ihrer selbst nicht Herrin. Sie rechnet nicht, sie sorget nicht; sie wagts darauf, ob endlich Treue sie beseeligt oder Verrath sie erwürgt. Aber hoffnungslos will sie nicht seyn. Sie begehrt des Andern Herz; und eben darin liegt ihr Himmelreich." —

13.

„Und eben darin liegt ihr Himmelreich"! seufzt' ich, als ich in einem Zimmer stand, und Clementinens dachte.

Ich nahm den dürren Kranz herab und hing

ihn auf die Harfe. Er war mir bisher das heilige Unterpfand von Clementinens Huld gewesen. Hatte sie nicht selbst ihn auf meine Brust geworfen, die das liebende Herz beherbergt? Schien sie nicht damals mit eigner Hand dies Herz krönen zu wollen? Wär' es nur kindische Tändelei gewesen. — Ach! hätte es ihr gleich gegolten, ob es eine Dornenkrone, oder eine Blütenschnur war, mit dem sie das Herz umzog?

Sie war am Fenster. Ich hob den Kranz empor und hielt ihn gegen meine Lippen. Sie schien ihn zu erkennen. Sie verbarg ein Lächeln, und lehnte sich hin, sah hinab in die Straße, und nicht mehr zu mir herüber.

Diese Antwort stürzte mich in unaussprechliche Unruhe. Mir war es, als schäme sie sich der Erinnerung, dies Geschenk mir einst gereicht zu haben. Jetzt war es mir plötzlich hell, was ich forderte, was ich hoffte. Ich sehnte mich nach dem Unmöglichen. Nie hatt' ich mir Clementinen, als Gattin, gedacht. Ich liebte sie nur und wünschte von ihr geliebt zu seyn. Aber Gattin? Ich der arme Sohn

eines in Schulden verstorbnen Bauern, ich der noch selbst mit der Dürftigkeit zu kämpfen hatte, und nur ein ungewisses Schicksal vor mir sah in der Zukunft — ich forderte Montpelliers reichste Erbin?

Mein stolzer Muth sank. Ich liebte Clementinen, aber verzieh' es ihr, wenn sie mir nicht mit Gegenliebe lohnen konnte. Ich sah es ein, daß ich die Convenienzen des gesellschaftlichen Lebens nicht aufheben könnte, und war im Grunde auch zu stolz, um mein äußeres Glück durch eines Weibes Hand zu machen.

Eifriger lag ich fortan den Wissenschaften ob. Ich wollte mir durch eigne Kraft den Weg zu Clementinens Höhe bahnen. Nächte durchwachte ich unter meinen Büchern. Ich wollte das unbefangne Urtheil der Kenner über meine Anlagen hören, und ließ, doch ohne Namensnennung, ein Werk über die Rechtspflege der ältern Nationen, und zugleich eine Sammlung von Gedichten drucken, deren einen bedeutenden Theil mir die geheime Liebe in Sinn und Feder gesprochen.

Die öffentliche Erscheinung meiner Arbeiten ward von unerwartet glücklichem Erfolg begleitet. Der laute Beifall hob mein Selbstgefühl. Die Neugier enthüllte bald den Namen des Verfassers, und ich erndtete überall Liebkosungen. Das Gelingen meiner ersten Versuche zündete der Hoffnung erloschene Fackel wieder an, unter deren Licht ich, wenn auch in verschwebender Ferne, Clementinen als die meinige erblickte.

Sie selbst lohnte mich am Schönsten. Als mein Name schon bekannter geworden, las sie am Fenster einst in meinen Liedern. Auch ohne des Verfassers Name zu wissen, konnte sie ihn ja am leichtesten errathen aus hundert Zügen, die nur sie verstand. Sie sah herüber, lächelte und legte das Buch an ihre Brust, als wollte sie mir zu verstehen geben: Ich hab' es lieb, und was du darin sprachst, hast du zu dieser Brust gesprochen; und sie empfindet es, und ist voll stillen Dankes.

Ich nahm noch einmal den verdorrten Kranz, den ich so oft besungen. Sie lächelte, und beugte sich, und sah nicht mehr herüber.

14.

Niemand aber war entzückter durch den mir geweihten Beifall, als mein Freund Bertollon. Er schloß sich immer inniger an mich, und vertraulicher. Wir betrachteten uns als Brüder. Er gab sich mir ganz hin, und bewies in tausend Dingen, daß er auch ein Herz habe für Andre. Er ließ keinen Tag entfliehn ohne eine gute That. Ich selbst erfuhr nur immer durch den Zufall bald diese, bald jene seiner schönen Handlungen.

„O! Bertollon", rief ich einst, indem ich ihn mit Heftigkeit an mich drückte: „welch ein Mensch bist du? Warum muß ich dich doch eben so beklagen, als bewundern!"

Du thust in beiden zuviel, denn ich verdiene nicht das eine und nicht das andre, antwortete er mit liebkosendem Lächeln.

„Nein, Bertollon, das ist das Beklagenswürdige, daß du gut und tugendhaft bist, ohne es seyn zu wollen. Du nennst die Tugend Schwärmerei und Eintönigkeit der Begriffe, und doch übst du unaufhörlich ihre Vorschriften."

Wohlan, Alamontade, so sey damit zufrieden. Warum müdest du dich auch immer an meiner Bekehrung ab? Sobald du älter wirst, seh' ich dich in meinen Fußstapfen. Für jetzt sey wenigstens tolerant. Ich nenne Klugheit was du Tugend nennst. Dasselbe Kind hat nur vielleicht einen doppelten Namen. —

„Ich zweifle. Könntest du, Bertollon, dich freiwillig ins Elend stürzen, um die gerechte Sache zu erhalten?"

Was nennst du auch gerechte Sache? Deine Begriffe sind nicht klar. —

„Wenn du Montpellier vom Untergang erretten könntest, durch eigne Aufopferung: Wärst du fähig lebenslängliche Armuth, oder selbst den Tod dafür zu leiden?"

Herr Colas, du schwärmst wieder. Nur Schwärmer können solche Opfer fordern und bringen. Und es ist gut in der Welt, daß es dergleichen giebt. Aber komm' auch einmal zur Besonnenheit. Es thut mir leid um dich, daß du immer an den Grillen saugst. Du wirst auf diese Weise nie glücklich. Lauf durch die ganze Welt, und suche die Thoren zusam-

men, die für deine Begriffe in den Tod gehn sollen; du findest unter hundert Millionen nicht Einen Mann. Alles ist nur unter gewissen Verhältnissen wahr, gut, nützlich, gerecht, schön. Die Begriffe der Menschen sind überall verschieden. Wie viele haben gemeint, mit ihrem Tod die Welt zu retten! Sie starben für ihre Vorstellungs-Art und nicht für die Welt, und wurden hinterher ausgelacht, als Narren. —

„Ich könnte dich hassen, Bertollon, um dieser Worte willen."

Dann wärest du nach deinen Begriffen nicht allzutugendhaft. —

„Wenn du deinen Reichthum dadurch vergrößern könntest, daß du mich ins Verderben stießest: Würdest du mich ins Verderben stoßen?"

Für eine solche Frage sollt' ich dich hassen, Colas. —

„Und doch konnt' ich sie thun. Du strebst ja nur, wie du sagst, immer nach dem was dir nützlich ist. Du wägest ja die Güte der Thaten nur immer nach der Güte des Erfolgs."

Lieber Colas, ich seh' es schon, du wirst ein schlechter Advokat werden, und wenig Schätze sammeln, wenn du nur immer die nach deinen Begriffen gute Sache vertheidigen willst, und nie die ungerechte, wenn du Vortheil dabei spinnen könntest. —

„Ich schwör' es dir, Bertollon, ich würde mich lebenslang verabscheuen, wenn ich einmal meine Lippen zur Anklage der Unschuld und zum Schutz des Verbrechens rühren mögte."

Und doch, du gutherziges Närrchen, wirst du es mehr, als einmal thun, weil du nicht immer der Menschen Schuld und Unschuld an ihrer Stirn' gezeichnet findest. Geh! Du wirst der Welt Narr, wenn du nicht mit ihr gleichen Weg wandern kannst. —

So stritten wir oft mit einander. Ich ward zuweilen irre an ihm. Ich hätte ihn fürchten können, wenn er mir seine schrecklichen Meinungen nicht immer so scherzend gesagt hätte, als wenn er sie selbst nicht glaube. Er wollte mich nur gern in Harnisch jagen; und wenns ihm gelungen war, lachte er herzlich. Seine Thaten aber sprachen gegen seine Worte.

15.

Madame Bertollon hingegen entwickelte täglich mehr den schönen Sinn, der sie beseelte. Sie glühte für die Tugend, welche sie mit religiösem Eifer übte.

Ich ward ihr Tischgenosse. Nie mangelte uns der Unterhaltung Stoff. Einsam mit ihr verlebt' ich die langen Winterabende. Sie lernte von mir die Harfe schlagen. Bald konnt' ich ihren reitzenden Gesang mit meinem Saitenspiel begleiten. Sie sang meine Lieder, und mit tiefem Gefühl. Sie war bezaubernd. Ihre Schönheit würde mir gefährlich geworden seyn, wenn mein Herz nicht an Clementinen hieng.

Wenn ich von ihr mit Enthusiasmus zu Bertollon sprach, lächelte er. Wenn ich ihm Vorwürfe machte, daß er ein so liebenswürdiges Geschöpf sich selbst überlassen könne, antwortete er: „Unser Geschmack ist verschieden. Laß doch einem jeden den seinigen. Willst du, lieber Despot, denn alle Köpfe und alle Herzen in der Form des deinigen gegossen wissen? Ich weiß es, meine Frau verliert an mir nichts.

Sie ist also darum nicht unglücklich, daß ich mit ihr so umgehe, wie es in den Ehen gebildeter Personen der Fall ist. Sie wußte dies voraus. Befindest du dich in ihrer Gesellschaft wohl, so freut's mich; und lieb ist's mir, wenn sie an deiner Unterhaltung Vergnügen findet. Du siehst, tugendhafter Colas, auch ich bin großer Aufopferungen fähig. Denn ich überlasse dich ihr, oft wenn ich am sehnlichsten dich zu mir wünsche."

Ich hatte meine Studien beendet und empfing den Grad eines Doktors der Rechte und die Erlaubniß vor den Tribunalien des Königreichs als Anwald zu erscheinen. Meine verdoppelten Arbeiten in dieser Zeit machten meine Besuche bey Madame Bertollon seltner. Aber desto fröhlicher empfing sie mich dann jedesmal; desto lebhafter empfand ich, wie theuer sie mir war. Wir sagten es uns nicht, wie sehr wir einander bedürftig geworden; aber jedes verrieth es dem andern in Miene und Herzlichkeit des Wesens.

Zuweilen schien es mir, als wäre sie trauriger, denn sonst, und dann wieder liebreicher

und hingebender. Zuweilen schien sie mich mit auffallender Kälte und Zurückhaltung zu behandeln, und dann wieder mich mit zarter Schwesterlichkeit über meine Besorgnisse beruhigen zu wollen. Diese Ungleichheit des Betragens war mir befremdend; aber ich bemühte mich vergebens davon die Quellen zu erforschen. Indessen blieb es mir nicht verborgen, daß sie nicht mehr die immer Heitre und Gleichmüthige war, wie sonst. Ich fand sie oft mit rothgeweinten Augen. Sie sprach zuweilen mit einer sonderbaren Schwärmerei über das Glück der klösterlichen Abgeschiedenheit. Dabei entzog sie sich ihren gewöhnlichen Gesellschaften mehr und mehr. Eine verhehlte Schwermuth nagte an der Blüthe ihres jungen Lebens.

Diese Beobachtungen machten auch mich traurig. Ich bemühte mich oft vergebens sie aufzuheitern. Die stille Wehmuth ihres Blicks, das erlöschende Roth ihrer Wangen, ihr tiefes Schweigen, und ihr Bestreben mir unter erkünstelter Munterkeit den Gram zu verheimlichen, an dem ihr Herz erkrankte, mischten in meine Freundschaft die milde Wärme und Zärt-

lichkeit des Mitleidens. Wie gern hätt' ich mein Leben darum feilgeboten, ihr frohere Tage zu erkaufen.

Einst, in einer Abendstunde, da sie zu meinem Harfenspiele sang, hemmte ein plötzlicher Thränenstrom ihre Stimme. Ich lehnte erschrocken die Harfe zurück. Sie stand auf und wollte in ihr Kabinet flüchten, um mir ihren Schmerz nicht zu zeigen.

Wie rührend sind Jugend, Schönheit und Unschuld im Augenblick des stillen Leidens! Ich ergriff ihre Hand und hielt sie zurück.

„Nein", rief sie: „Lassen Sie mich!"

Aber so kann ich Sie unmöglich verlassen. Bleiben Sie. Darf ich Ihren Kummer nicht sehn? Bin ich nicht Ihr Freund? Nennen Sie mich nicht selbst so? Und giebt dieser schöne Name mir nicht ein Recht, nach Ihrer Betrübniß zu fragen, die Sie mir umsonst verdecken wollen. —

„Lassen Sie mich. Ich beschwöre Sie, lassen Sie mich"! rief sie, und wollte sich loswinden von mir mit matten Kräften.

Nein. Sie sind unglücklich . . . — sagt' ich.

„Ach, unglücklich"! seufzte sie mit unverhaltnem Schmerz, und ihr schönes Gesicht sank an meine Brust, um die Thränen des Auges zu verbergen.

Unwillkührlich schlug ich meine Arme um die zarte Dulderin zusammen. Ein wehmüthiges Mitgefühl überwältigte auch mich. Ich stammelte ihr Worte des Trostes, und bat sie sich zu beruhigen.

„Ach! unglücklich bin ich"! rief sie mit Heftigkeit und schluchzend. Ich wagte es nicht weiter mit unzeitigem Zureden den Sturm ihrer Empfindungen abzuwehren. Ich ließ sie ausweinen, und führte sie zu den Sesseln zurück, da ich fühlte, daß sie schwächer ward und zitterte. Ihr Haupt blieb an meiner Brust.

„Ihnen ist nicht wohl"? fragt' ich schüchtern.

Es wird mir wohl! — antwortete sie. Nach einer Weile ward sie ruhiger. Sie sah auf, und sah meine Augen naß. „Warum weinen Sie, Alamontade"? lispelte sie.

Kann ich bei Ihrem Schmerze ungerührt bleiben? — antwortete ich, indem ich mich zu ihr niederbog. Schweigend, Hand in Hand

und Aug' in Auge saßen wir da, von unsern Gefühlen verschlungen. Eine Thräne floß über ihre Wangen. Ich senkte mich leise gegen sie, und küßte sie hinweg, und zog die Leidende enger an mein Herz, besinnungslos, was ich that. Meine Lippen glühten an den ihrigen, und ich fühlte meinen Kuß sanft erwiedert. Unsre Umarmung löste sich nicht; unsre Thränen verdufteten über der Glut der Wangen. In unsern Küssen loderte ein betäubendes Feuer, und was wir Freundschaft geheißen, ging verwandelt in Liebe über.

Wir schieden. Zehnmal schieden wir, und eben so oft sank ich wieder an ihren Hals und vergaß der Trennung.

Taumelnd wie ein Berauschter, kam ich in mein Zimmer; Harfe, Kranz und Fenster erschreckten mich.

16.

In einer tiefern Verwirrung war ich nie gewesen, als am folgenden Morgen. Ich war mir selbst unbegreiflich und schwankend zwischen

Widersprüchen. Madame Bertollon schien mich zu lieben; heldenmüthig hatte sie bisher wider eine Leidenschaft gestritten, welche den Adel ihrer Seele befleckte. Ich Elender war's, der, ohne sie zu lieben, auf die Seite ihrer Leidenschaft treten und eine unseelige Flamme anblasen konnte, von der sie verzehrt, und ich mehr, als die Unglückliche, entehrt werden mußte.

Vergebens rief ich mir die Heiligkeit meiner Pflichten vor; vergebens enthüllt' ich mir den schändlichen Undank, welchen ich gegen Bertollons großmüthige Freundschaft beging; vergebens gedacht' ich Clementinens und meiner stillen Gelübde: Alles, was mir sonst reitzend und ehrwürdig gewesen, hatte Macht und Einfluß verloren. Der Rausch meiner Sinne dauerte unaufhörlich fort; vor meiner Einbildungskraft schwebte nur Bertollons liebenswürdige Gattin; ich fühlte noch auf meiner Lippe die süße Glut ihres Gegenkusses, und meine geschmeichelte Eitelkeit vernichtete mit trüglichen Schlüssen und Folgerungen die sanfte Wahrheit der Vernunft.

„Elender, du wirst's bereun, du wirst einst vor deiner Schandthat erröthen, und nicht das

Eis des späten Alters wird den Brand des bösen Gewissens in dir kühlen''! So sprach ich zu mir selbst. Ich suchte mich zu ermannen. Während ich noch in den Erinnerungen des vergangnen Abends schwelgte, und dunkle Ahndungen höherer Freuden mich durchbebten, setzt' ich mich nieder an den Tisch, um an Madame Bertollon zu schreiben, ihr die Gefahr zu schildern, in welche wir beide durch unsern Umgang geriethen, und ihr zu sagen, daß ich, um ihrer Freundschaft würdig zu bleiben, sie verlassen, Montpellier verlassen müßte.

Und indem mir die heilige Vernunft ihr ernstes Gebot in die Feder sagte, und ich der Tugend das erste schwere Opfer darbringen wollte, schrieb ich an Madame Bertollon die feierlichsten Schwüre meiner Liebe, log' ich ihr vor, wie lange schon mich geheime Leidenschaft für sie verzehre, und ich nur in ihrer Liebe meinen Himmel erblicke. Ich bat, ich beschwor sie, mich nun nicht sinken zu lassen, und rollte vor ihrer Fantasie ein begeisterndes Gemälde unsrer künftigen Seeligkeiten auf.

Ich sprang auf. Ich las, und las, und

zerriß den Brief, und schrieb einen zweiten, und schrieb alles Vorige wieder, und las und zerriß es wieder. Wie eine unbekannte Gewalt schleppte es mich wider meinen Willen zum Verbrechen hin, vor dem vergebens meine Seele schauderte. Indem ich schwor, mit halblauter Stimme schwor, noch heute aufzubrechen gen Nismes, und nie die Mauern von Montpellier wieder zu sehn, schwor ich leise in mir das holde, unglückliche Weib nie zu verlassen, und an ihr zu hangen, und sollt' ich aus ihren Küssen meinen unvermeidlichen Tod ziehn.

Es war, als rängen mit gleicher Kraft und Gewandtheit zwei verschiedne Seelen in mir. Die Ueberlegung aber verdunkelte sich; das Gefühl der Pflicht erstarb im Gefühl der allesverschlingenden Neigung. Ich beschloß zu Madame Bertollon hinzueilen. Vielleicht daß auch sie sich wegen ihrer bewiesnen Schwäche mit Vorwürfen quälte; vielleicht daß auch sie mich und Montpellier zu fliehen bedacht seyn konnte. Ich wollte sie zurückhalten. Ich wollte ihre Besorgnisse wegvernünfteln, und ihr die Erlaubtheit unsrer Liebe predigen.

Ich sprang auf und zur Thür hin. „Also doch vergehn"? riefs wieder in mir: „Also doch nun einbüßen den langebewahrten innern Ruhm der Unschuld"? Ich wankte, und trat zurück.

„Sey rein wie Gott und bleib' es! Dieser Tag und dieser Sturm gehe vorüber, dann bist du gerettet"! sprach ich zu mir selbst. Dies religiöse Gefühl erhob mich. Der Gedanke: Sey rein wie Gott! tönte durch das Getöse meiner wilden Empfindungen immer vor, und hielt mich für diesmal wenigstens ab, sogleich zu Madame Bertollon zu fliegen. Aber unentschieden blieb der Kampf. Meine Sehnsucht ward nur lauter, und ich verspottete meine eigne Religiosität.

Da öffnete sich die Thür' meines Zimmers. Herr Bertollon trat herein.

„Was machst du, lieber Colas? Dir ist nicht wohl"? sagte er. Erst jetzt nahm ich wahr, daß ich mich aufs Bett hingeworfen hatte. Ich sprang auf. Er reichte mir die Hand; aber ich war ohne Muth, ihm die meinige zu geben.

„Aber was fehlt dir? Dein Blick ist so verstört, Colas! Du siehst blaß"! sagte er wieder. Ich aber konnte nicht antworten.

„Entdecke ihm alles Vorgefallene"! riefs in mir: „Dem Ehemann entdecke Alles, Alles: So ist mit einemmale die ewige Scheidewand gezogen zwischen dir und seiner Gattin, und du bleibst rein, wirst nicht Verführer eines Weibes, Verräther deines edeln Wohlthäters, Betrüger deines Freundes"!

„Bertollon, ich bin unglücklich, weil ich deine Gattin liebe"! sagt' ich schnell, und mit Furcht, ich mögte das Bekenntniß nicht enden. Und kaum hatt' ich die letzte Silbe hervorgestossen, so überfiel mich die Reue, nun aber zu spät. Es war geschehn. Der Ehemann wußte alles. Ich aber war nun gerettet für einmal.

Im wilden Rausche unsrer Sinnlichkeit, wenn mächtige Leidenschaft das Pflichtgefühl bekämpft, rettet nur eine plötzliche, entscheidende Handlung, von der wir erkennen, sie sey Rettungsmittel. Wir müßen gleichsam den widerspänstigen Körper gewaltsam treiben, sie zu

vollziehen, bis wir nicht mehr zurücktreten können. Mir war zu Muthe, wie einem zwischen Meereswogen Taumelnden, dem, nahe am Ertrinken, in der Betäubung vor den umnebelten Augen die dunkeln Zweige des Ufers schweben, und eine innre Stimme sagt: „Ergreife sie!"

Bertollon verfärbte sich, und sprach: „Was redest du, Colas"?

„Ich muß fort. Ich muß Montpellier, muß dich, muß deine Gattin fliehn, denn ich liebe sie", antwortete ich.

Du bist ein Narr, glaub' ich, — sagte er lächelnd und gewann wieder Farbe.

„O Bertollon, es ist mein Ernst. Ich darf hier nicht bleiben. Deine Gemahlin ist ein edles Weib. Aber ich fürchte, mein Umgang mit ihr wird ihr und mir verderblich. Noch ist es Zeit. Du bist mein Freund, mein Wohlthäter, ich werde dich nicht betrügen. Nimm dies herbe Geständniß, als einen Beweis meiner Liebe für dich. Ich bin zu schwach, um immer meiner Herr zu seyn, und deine Gattin ist zu liebenswürdig, als daß ich an ihrer Seite gleichgültig seyn könnte."

Ein Heiliger, wie du Colas — sagte Bertollon lautlachend, — der dem Ehemann selbst die Geheimnisse seines Herzens in frommer Andacht beichtet, ist keinem Ehemann gefährlich. Sey ruhig. Du bleibst bei uns. Wer wird auch so viel Wesens aus einer Liebschaft machen? Ich vertraue dir, und habe keinen Argwohn weder gegen dich, noch gegen mein Weib. Dies sey dir genug. Wenn ihr euch beide liebt, was kann ich gegen eure Herzen? Und wenn ihr zwischen euch beide den ganzen Erdball wälztet: Würdet ihr euch darum weniger lieben? Wird deine Entfernung auch das Herz entfernen? Liebet euch. Ich weiß, ihr denket beide zu edel, als daß ihr euch vergessen solltet! —

Er sagte dies alles so unbefangen und heiter, und mit dem Tone argloser Zuversicht, daß ich gerührt ihn an mein Herz schloß. Sein Edelmuth erneute meine Kraft zum Guten. Ich schämte mich meiner Niedrigkeit, und selbst nur daß ich noch einen so schweren Kampf gekämpft.

„Nein", sagt' ich, „lieber Bertollon: Ich

wäre wohl ein Ungeheuer, wenn ich dein Vertrauen täuschen, und deine Freundschaft so schändlich vergelten könnte. Du hast mich jetzt wieder zum Gefühl meines bessern Selbstes gebracht. Ich bleibe, und die Erinnerung an deine Zuversicht wird mich vor jedem entehrenden Gedanken bewahren. Ich bleibe und will dir beweisen, daß ich deiner werth bin. Ich werde meinen Umgang mit deiner Gemahlin abbrechen. Ich will sie nie ohne Zeugen sehn. Ich will" – – –

Wozu mir das sagen? — unterbrach mich Bertollon: — Genug, ich vertraue dir. Denkst du, daß ichs nicht längst bemerkt, daß meine Frau dich liebe? Daß ihre Liebe die Farbe ihres heftigen, ungestümen Charakters trage? Daß ihre Leidenschaft um so gewaltiger sey, je tiefer sie solche deckt? Theile ihr deine edeln Grundsätze mit, und heile sie, wenn du willst, aber mit Vorsicht. Ich kenne sie, ihre Liebe könnte sich sehr bald in einen fürchterlichen Haß verwandeln, und dann wehe dir! —

„Was machst du, Bertollon? Ich soll sie heilen von der Krankheit, unter der ich selbst

erliege? Und was redest du von dem Ungestüm ihres Charakters? Nie hab' ich von dem auch nur den leisesten Anflug entdeckt"!

Freund Colas, du kennst die Weiber nicht. Um dir zu gefallen, wird sie sich nicht in Schatten stellen. Und wenn sie sich einmal vergißt, macht dich die Liebe blind. —

Er brach hiemit das Gespräch ab, und verflocht meine Aufmerksamkeit in eine fremdartige Erzählung. Er duldete es nicht, daß ich wieder vom Vorigen begänne. Je mehr ich Ursach' hatte die Größe seines Vertrauens zu bewundern, je kühler wurd' ich selbst, und je entschlossener, mich allmählig von seiner Gemahlin zu trennen.

17.

Erst am Abend des folgenden Tages sah' ich sie wieder. Sie saß einsam in ihrem Zimmer, das schöne Haupt schwermuthsvoll auf ihren Arm gestützt. Sie stand auf, sobald sie mich gewahr ward; ihr Gesicht war voll lieblicher Verwirrung.

Ich näherte mich ihr. Wir blieben beide sprachlos lange. Sie hatte die Augen niedergesenkt.

„Darf ichs noch wagen, vor Ihnen zu erscheinen"? sagte ich zitternd: „Ich komme nur, um mein Vergehn zu büßen."

Sie schwieg.

„Ich habe Ihr Vertraun gemißbraucht", fuhr ich fort: „Ich sollte nur Achtung hegen gegen die Gattin meines einzigen Freundes, — ich habe gefehlt."

Und ich! — stammelte sie leise.

„Ach! Madame, ich fühl's, ich bin zu wenig in meiner eignen Gewalt; und wer könnt' es seyn, bei Ihnen. Aber — — — und sollt' es mir das Leben gelten, ich will Ihre Ruhe nicht stören. Mein Entschluß ist genommen unwiderruflich. Ich habe Ihrem Gemahl das Innere meines Herzens entdeckt" — — —

Entdeckt? — rief sie erschrocken: Und er? —

„Er verfärbte sich anfangs" — — —

Er verfärbte sich? — stammelte sie.

„Aber mit Vertraun auf Sie, Madame, und mit einem Vertraun, größer, als meine

Tugend, wollt' er mir den Vorsatz ausreden, mich von Montpellier zu entfernen."

War das Ihr Vorsatz, Alamontade?

„Er ists noch jetzt. Ich liebe Sie, Madame. Sie aber sind die Gattin Bertollons. Ich will die Ruhe einer Familie nicht unterbrechen, der ich so tausend Wohlthaten schuldig bin."

Sie sind ein edler Mensch! — sagte sie, und Thränen rollten über ihre Wangen: — Sie wollen thun, was ich zu thun entschlossen war. Meine Sachen sind bereits gepackt. Ich darf, ich will es Ihnen nicht verhehlen, Alamontade, daß ich wünsche, Sie nie kennen gelernt zu haben. Unsre Freundschaft entartete in Liebe. Ich belog mich vergebens. Ich rang zu spät gegen meine verwilderten Empfindungen. —

Sie schluchzte heftiger. „Ja"! rief sie: „So ist es besser! Wir müßen uns trennen. Aber nicht für ewig und immer. Nein, nur bis unsre Herzen ruhiger schlagen; bis wir uns mit kühler Freundschaft begegnen können"!

Sie schwieg. Ich war tief bewegt.

Aber, ach, guter Freund"! sagte sie jammernd und warf sich an meine Brust: „Ich überlebe diese Trennung nicht lange"!

Und indem ihr Herz an dem meinigen schlug, und unsre Leidenschaft höher loderte, und unser Pflichtgefühl mit ihr um den Sieg rang, flogen die Stunden ungespürt über uns hin.

Wir bekannten uns ewige, reine, heilige Liebe, und gelobten und schworen, sie doch zu tödten in unsrer Brust. Wir beschlossen, daß wir uns trennen, daß wir uns selten nur sehn, und auch dann nur mit Ruhe und nie ohne Zeugen uns sehn wollten, und versiegelten mit heißen, entseelenden Küssen den unzerstörbaren Bund unsrer Seelen.

Welch ein elendes Geschöpf ist der Mensch! Er ist am schwächsten immer, wenn er am stärksten zu seyn glaubt. Wer die Versuchung flieht ist allein Held; wer sich muthig in sie begiebt, den Kranz der Tugend zu erringen, hat ihn schon verloren, ehe er den Kampf begann.

Als wir schieden von einander, hatten wir verabredet, ich solle nicht weiter, als eine

Stunde von Montpellier reisen. Auf dem Landgute bei Kastelnau wollt' ich wohnen, und nur zuweilen zum Besuch in die Stadt kommen.

18.

Ohne Verzögern führt' ich meinen Vorsatz aus, so sehr auch Herr Bertollon dagegen war. Er mußte endlich meinen Bitten weichen. Ich reisete ab, ohne auch nur den Abschieds-Besuch bei Madame Bertollon zu wagen.

Bald genas ich in der Stille der ländlichen Natur von dem Rausche. Ich fühlt' es, daß ich Madame Bertollon nie geliebt hatte, und verabscheute mich selbst, ihr Gefühle vorgeheuchelt zu haben, die nicht in mir wohnten. Nichts war es, als ein betäubender Sinnenrausch gewesen, entstanden erst unter der unglücklichen Liebe, welche die schöne Frau mir nicht verbergen konnte. Sie allein war zu beklagen, und meine Pflicht, ihr den verlornen Frieden wieder zu geben.

Wie aus dichten Nebeln stieg mein Gemüth allmählig zu ehemaliger Reinheit und Heiter-

keit hervor, und Clementinens Bild stand glänzender und zauberhafter wieder vor mir, als jemals. Ich hatte bei meiner Flucht aus Montpellier Kranz und Harfe zurückgelassen. Nicht daß ich Clementinens damals ganz vergessen gehabt hätte, sondern Schaam und heilige Scheu stießen mich zurück, wenn ich die ehrwürdige Reliquie hatte berühren wollen. Ich glaubte ihrer nicht mehr würdig zu seyn, und hielt die Qual der Sehnsucht und der Entfernung nur für die gelindeste Buße meines Verbrechens.

Es verstrichen vier Wochen. Bertollon allein besuchte mich. Er kam oft: „Denn ich kann nicht ohne dich leben, und doch fesseln mich meine Geschäfte an die unseelige Stadt"! sagte er.

Er machte verschiedene Versuche, mich zur Rückkehr nach Montpellier zu bewegen. Allein umsonst. Ich blieb in meiner wohlthätigen Einsamkeit, und fühlte mich glücklicher.

19.

Ich ward eines Morgens früh geweckt durch den Bedienten. „Herr Larette ist draußen, er will sie schlechterdings sogleich sprechen"! sagte er, und Larette, einer von Bertollons Freunden, trat in gleicher Zeit herein, blaß und verstört.

„Stehn Sie auf", rief er, „und kommen Sie sogleich nach Montpellier."

Was giebts? fragt' ich erschrocken.

„Stehn Sie auf, kleiden Sie sich an. Sie haben keinen Augenblick zu säumen. Bertollon ist vergiftet und liegt auf den Tod." —

Vergiftet? stammelte ich und sank ohnmächtig im Bette zurück.

„Nur hurtig! Er wünscht Sie noch zu sehn. Ich bin hieher gesprengt auf seinen Befehl"!

Ich warf zitternd meine Kleider über. Kraftlos folgt' ich ihm zur Thür. Ein kleiner Wagen stand bereit. Wir setzten uns ein und flogen den Weg nach Montpellier.

Vergiftet? fragt' ich wieder unterwegs.

„Freilich," erwiederte Larette: „Doch es

ist eine unbegreifliche Dunkelheit in der Begebenheit. — Ein Kerl, der das Gift aus dem Spezereiladen geholt, ist im Gefängniß. Auch Madame Bertollon ist in ihren Zimmern verhaftet."

Madame Bertollon? Verhaftet? Warum verhaftet? Wer hat sie verhaften lassen? —

„Der Magistrat."

Der Magistrat? Bildete sich auch die Polizei von Montpellier solche Raserei ein? Glaubte der Magistrat, Madame Bertollon könne ihren Gatten vergiftet haben? —

„Er glaubts, und jedermann" — — —

Herr, Sie zucken die Achsel? Und jedermann — —? Nun fahren Sie doch fort, was wollten Sie noch sagen? —

„Daß es jedermann glaubt. Der Kerl, Valentin, meyn' ich, heißt er" — — —

Wie? Valentin? Richtig, der alte, treue Hausknecht, die ehrlichste Haut unter der Sonne — — —

„Nun, er hat ausgesagt, das Gift aus Befehl der Madame Bertollon vor ohngefähr acht Tagen geholt zu haben."

Der höllische Lügner, der —

„Und auf Vernehmen der Madame Bertollon über diese Aussage des Knechts, hat sie es ohne weitere Umstände eingestanden. Da haben Sie alles."

Eingestanden? Ich bin wie von Sinnen, denn ich verstehe Sie nicht. Was hat sie eingestanden? —

„Daß Valentin ihr das Gift habe holen müßen."

Entsetzlich! Und auch daß sie es sey, die ihren eignen Mann umgebracht, vergiftet hat? —

„Wer gesteht auch so was gern? Uebrigens ist es leider der Fall. Bertollon fühlte gestern früh wieder seine gewöhnliche Unpäßlichkeit; Sie wissen, er ist dem Schwindel zuweilen unterworfen. Er hat seine Gemahlin ersucht, da sie in ihrem Zimmer eine kleine Hausapothek besitzt, ihm die gewöhnlichen Magentropfen zu geben, eine sehr kostbare Essenz die Madame Bertollon ihm in einem blauen, vergoldeten Glasfläschchen brachte."

Ich kenn' es sehr wohl und auch die Essenz. —

„Sie selbst goß die Arzenei in den Löffel, that Zucker hinzu, und reichte sie dem Mann. Nach einer Weile empfand er schon das heftigste Schneiden in den Eingeweiden. Der Arzt kam. Man erkannte Wirkungen des Gifts. Der Arzt that sein Mögliches ihn zu retten. Er forderte die Essenz zur Untersuchung. Madame Bertollon ward empfindlich, und fragte, ob man glaube, sie sey eine Giftmischerin? Endlich, da sie nicht länger, ohne Verdacht zu erregen, die Auslieferung des Fläschchens verweigern konnte, übergab sie es. Unterdessen waren mehrere Aerzte herbeigeeilt; auch ein Abgeordneter der Polizei. Die Geschichte war ruchtbar worden. Der Spezereihändler erinnerte sich des von Valentin gekauften Giftes und zeigte es dem Polizei-Amt an. Valentin ward auf der Stelle festgesetzt. Er berief sich auf seine Gebieterin und ihren Befehl. Madame Bertollon ward oberkeitlich befragt. Sie sank ohnmächtig hin. Man foderte ihr die sämmtlichen Schlüssel ab, untersuchte ihren Arzneischrank, fand das vom berufnen Spezereihändler wiedererkannte Gift; nur fehlte da-

von im Gewicht ein Theil. Inzwischen war die Essenz im blauen Fläschchen geprüft, und das Gift darin entdeckt worden. So stehn die Sachen. Denken Sie nun davon, was Sie wollen, mein Herr."

Ich schauderte und sprach keine Silbe. Ich erblickte in dem Ganzen einen gräßlichen Zusammenhang, den Larette nicht, den kein Fremder wahrnehmen konnte. Sie liebte mich mit einer fürchterlichen Stärke; unsre Trennung erhöhte ihre Leidenschaft, statt sie zu brechen. So verfiel sie auf den verruchten Plan, sich ihres Gemahls zu entledigen. Ich erinnerte mich ihrer Heftigkeit und der zerstörenden Glut im Charakter, von welcher mir Bertollon einmal gesprochen. Ich gedachte meiner letzten Unterredung mit ihr, und wie ich ihr unbesonnener Weise erzählt hatte, daß ich ihrem Gemahl unser Verhältniß offenherzig bekannt; und wie sie da erschrocken war und tiefer über Bertollons Benehmen nachgeforscht hatte.

Die Wahrscheinlichkeit stieg in mir zur Höhe einer grauenvollen Gewißheit. — Ich konnt' es mir erklären, wie der schwarze Gedanke in

ihr reifen mogte; ich seh sie den verfluchten Trank einrühren, und von ihrer Leidenschaft geblendet dem unglückseeligen Bertollon hinreichen.

Wir kamen in Montpellier an. Ich wollte in das Zimmer meines theuern Wohlthäters. „Lebt er noch"? rief ich schon unten an den Treppen. Man gebot mir flüsternd, leise zu thun. Man wehrte mir den Eingang in sein Gemach. Er war in einen sanften Schlummer gesunken, der ihm wohlthun, und ein beruhigender Zeuge seiner Errettung seyn sollte.

„Und wo ist Madame Bertollon"? fragt' ich.

Man antwortete mir, sie habe diesen Morgen in aller Frühe das Haus verlassen, und sey zu ihren Verwandten gezogen, wo sie, gegen gerichtliche Bürgschaft ihrer ganzen Familie, häuslichen Verhaft erhalten habe. Es sey nur mit Mühe dem Ansehen ihrer Blutsfreunde gelungen, sie der Schande des Gefärgnisses zu entziehen. Man erzählte mir noch im Vertrauen, daß Herr Bertollon ihr selbst durch einen Freund den Rath gegeben, sich, da es

noch Zeit gewesen, nach Italien zu flüchten. Sie habe gewankt. Ihre eignen Brüder haben ihr zugesprochen, die kurze Freiheit zu benutzen. Allein ihr Stolz habe gesiegt. Ihre Worte seyen gewesen: „Ich entfliehe nicht, denn damit würd' ich ein Verbrechen eingestehn, dessen ich noch nicht überwiesen bin, und nicht überwiesen werden kann."

20.

Die Schönheit der Gestalt ist nur zauberhaft, in so fern wir sie als stummes Wahrzeichen der schönen Seele aufnehmen. Sie verliert alle Magie, ja, sie flößt uns Schauder ein, wenn sie der Schmuck des Verbrechens ist. Der Künstler male die Sünde schön an den Schwellen der Hölle, und sie wird, indem das Geliebteste und Rührendste für die Menschheit nur ihrer Bosheit Werkzeug ist, tausendmal fürchterlicher.

Nicht mehr ohne Abscheu konnt' ich an Madame Bertollon denken. Sie war die Giftmischerin, und Alles, was mir Larette nur

flüchtig erzählt hatte, ward mir bestätigt in Montpellier, und eine Menge mannigfaltiger Umstände bereiteten ein immer größeres Licht über die meuchelmörderische That.

Ganz Montpellier ward durch diese außerordentliche Begebenheit erschüttert. Bertollons allmählige Genesung, durch die Kunst der Aerzte, erregte in allen Häusern die lebendigste Freude. Ich wich nicht mehr vom Krankenlager meines geliebten Freundes, den ich als meinen Bruder, als meinen Vater ehrte.

„O Bertollon"! rief ich: „Du bist gerettet! Wehe mir, wenn du untergegangen wärst! Mein Schmerz hätte mich deinen Tod nicht lange überleben lassen. Sieh', du bist mein einziger Freund, der einzige auf Erden, den ich habe; du bist mein Wohlthäter, mein Schutzgeist. In jeder Stunde bin ich bereit, für dich ins Grab zu gehn. — Und ist es möglich? Konnte ein Weib, ein so zartes, schüchternes Geschöpf, ein Weib mit so himmlischen Reitzen ausgestattet, ein Weib, deren Aug und Mund die Tugend so süß predigte, so entsetzlich seyn"?

Liebst du Sie noch, Alamontade? fragte Bertollon, indem er mir die Hand drückte.'

„Lieben? Es empört mich der Gedanke. Ich habe sie nie geliebt: Nur kleinliche Eitelkeit, nur Sinnenkützel wars, was ich einst in der Betäubung Liebe nannte. Ich habe sie nie geliebt. Eine geheime Gewalt entfernte immer von ihrem Herzen mein Herz. Wie soll ich die lieben, die dich tödten wollte? — Ich verwünsche jede Stunde, die ich mit der Giftmischerin lebte, und bereue die Liebkosungen die ich ihr verschwendete. Ach, ich kannte sie nicht"!

Unterdessen war der Prozeß gegen die Gattin Bertollons anhängig gemacht worden. Der berühmteste Advokat von Montpellier, Herr Menard, erbot sich aus freien Stücken gegen die Familie der Angeklagten, ihr gerichtlicher Vertheidiger zu werden. Menard hatte noch keinen Rechtshandel verloren. Der Zauber seiner Beredsamkeit besiegte Alles; wo er den Verstand nicht überzeugen konnte, wußt' er ihn mit Zweifeln unauflöslich zu umstricken, und dann wider ihn alle Gefühle des Herzens

in Aufruhr zu setzen. Wenn er vor den Gerichten sprach, waren die Säle mit Zuhörern erfüllt, die seinetwillen oft von entlegnen Gegenden kamen. Er übernahm, und nie unglücklich, auch die schlimmste Sache, wenn er reichlich belohnt zu werden erwarten konnte.

„Ich verlange nichts“, sagte Bertollon: „als daß man mich von der Giftmischerin auf ewig trenne. Ich dringe auf keine andre Bestrafung ihres mißlungenen Versuchs. Ihr eignes Gewissen, und die öffentliche Verachtung, sind ihr Dorns genug. Menard ist, ich weiß es, mir persönlich abhold. Er war einmal mein Nebenbuhler. Ich sehe voraus, daß er durch seine Kunstgriffe Richter und Volk dermaßen verwirren und verblenden wird, daß meine schändliche Frau noch im Triumph aus dem Handel geht.“

Das wird er nicht! — rief ich und glühte auf: — Ich bitte dich Bertollon, wenn ich gleich nur ein Anfänger bin, und nie vor Gerichten sprach: Uebergieb mir deine Angelegenheit. Vertraue mir und der gerechten Sache. Es thut mir gar nicht weh, gegen

eine Frau vor das Tribunal zu treten, die ich einst hochachtete, die ich einst Freundin nannte, und die mich mit verbrecherischen Gefälligkeiten überströmte. Du bist mein Bruder, mein Wohlthäter, deine Sache ist die heilige. —

Bertollon lächelte; aber er äußerte mir zugleich sein Besorgniß, daß ich der Macht meines Gegners nicht gewachsen sey. Er willigte endlich, und wie es schien furchtsam, in meinen Wunsch ein, daß sein Prozeß der erste Versuch meiner Kunst werden sollte.

„Sorge nicht, geliebter Bertollon", sprach ich: „Die Freundschaft wird mich begeistern und erheben, wenn ich einmal unter Menards überlegnen Kräften wanken sollte. Und mit aller seiner Schlauheit wird er nicht Thatsachen hinwegläugnen, die seine Clientin allzuvoreilig selbst eingestanden."

21.

Seit ungedenklichen Zeiten hatte kein Rechtshandel größere Theilnahme erregt, als dieser,

welcher durch das Grausenvolle seines Inhalts, und durch das Ansehen der darin spielenden Partheien gleich wichtig ward. Ach, und die Rolle, welche ich darin übernahm! Niemand kannte das Verhältniß, in welcher Madame Bertollon mit mir gestanden. Niemand ahndete, daß ich einst an dem Herzen dieser Angeklagten im Rausch des höchsten Entzückens gelegen. Niemand wußte, daß ihre wüthende, unerlaubte Neigung zu mir ihrer Hand vielleicht die erste Richtung zur Mischung des Gifttrankes gegeben.

Alles dies war noch Geheimniß. Es sollte Geheimniß bleiben; nur, wenn Menards Kunst mich zu besiegen drohen würde, sollten auch diese letzten Minen gegen ihn gesprengt werden.

Als man in Montpellier erfuhr, daß ich der Anwald Bertollons sey, gab man schon im voraus den Sieg an meinen Gegner. Nach hinlänglichen Untersuchungen und Zeugen-Verhören, wurden Menard und ich vor die Schranken gelassen.

Der gewaltige Redner schien meiner nur zu spotten. Er verachtete es schier, gegen einen

jungen Menschen aufzutreten, der noch vor kurzem sein Lehrling gewesen, und jetzt eine Probearbeit liefern wollte. Er sprach, und sprach mit solcher Macht, daß er mich selbst aufs innigste erschütterte und fast für die Sache der beklagten Frau entflammte.

Der Prozeß dauerte durch Menards Kunst schon ein halbes Jahr; wo ich in einigen Wochen zu siegen gehofft hatte. Immer ward Menard vom Beifall des Volkes aus dem Hause des Präsidial-Gerichts begleitet; und ich schien meine Kräfte nur darum an Erschwerung seines Sieges zu vergeuden, um seine Lorbern zu vermehren.

Die Schönheit der Angeklagten hatte alle junge Männer der Stadt zu ihrer Parthei gewonnen, und ihre ehmalige Wohlthätigkeit fesselte für sie des Volkes ärmere Klasse. Ich hatte nicht gegen Menard, ich hatte gegen die geheime Neigung unzähliger bestochner Herzen, und gegen das Andenken von Tugenden zu ringen, in welchen sich Madame Bertollon einst gezeigt hatte.

Je mehr inzwischen meine Sache sank, je mehr stieg mein Muth. Eine ungewöhnliche Kraft beseelte mich. Menard selbst fing an mich zu achten, oder zu fürchten, je weiter ich ihn aus seinen ersten Eroberungen zurückdrängte. Seine Parthei verminderte sich, je mehr er die Wahrheit der durch ihn in Zweideutigkeit und Unsicherheit gestellten Thatsachen anzuerkennen gezwungen ward. Bald vernahm ich öffentliche Lobsprüche. Bald umgab mich eine kleine Zahl von Anhängern. Bald rauschte auch mir des Volkes Beifall zu, je mehr Madame Bertollon als Verbrecherin erschien, und ihre Schönheit und ihre Tugend von der Erinnerung ihrer schwarzen That verdunkelt wurden.

So angenehm mir auch dieser Weihrauch war, entzückte er mich doch nicht so sehr, als Clementinens stummer Beifall.

Madame Bertollon war eine Verwandtin des Hauses de Sonnes. Als es bekannt ward, daß ich Bertollons Sache verfechten würde, stand Clementine traurig am Fenster. Sie schüttelte oft den Kopf. Sie machte mir eine

drohende Gebehrde. Ich glaubte sie zu verstehn, und zuckte die Achseln, und ließ mich nicht abschrecken, eine Pflicht zu vollstrecken, die mir so heilig war.

Während mein Name bekannter in Montpellier ward und gepriesener, ward auch sie wieder freundlicher. Clementine schien über mein Glück die Verwandtschaft mit Madame Bertollon zu vergessen. Ach! ich sah mich von dem Engel geliebt, den ich anbetete. Kein Sterblicher war seeliger, als ich. Jahre lang hatte schon unser stummes Einverständniß gewährt.

Doch ich kehre zu dem unseeligen Prozeß zurück, der jetzt für die Angeklagte die übelste Wendung nahm. Madame Bertollon konnte, indem sie alle Thatsachen und Zeugen wider sich im Bunde hatte, nichts mehr thun, als standhaft läugnen, daß sie ihren Gatten habe vergiften wollen, wenn gleich der Schein sie schuldig machte. Ich drang nun darauf, daß man sie vernehme, warum sie, oder zu welchem Zweck sie acht Tage vor der That das Gift eingekauft hatte? — Sie ertheilte aus-

weichende Antworten, und verfiel während der Verhöre in Widersprüche. Man sah ohne Mühe ein, daß sie sich scheute den Grund zu entdecken. Alle Bitten ihrer Verwandten, alle Drohungen ihres Anwalds vermochten nichts über sie. Dies vermehrte den Verdacht. Menard gab seinen Prozeß verlohren, wiewohl er unaufhörlich ihre Unschuld bezeugte. Das Tribunal verordnete ein härteres Gefängniß, und drohte mit dem ersten Grad der Folter, um das Geständniß zu erzwingen.

Da übernahm Madame Bertollon vor Gericht ihre Sache selbst zu verfechten, in der Herr Menard so unglücklich war. Ich sah darin nichts, als einen Kunstgriff Menards, der nun die rührende Gewalt weiblicher Schönheit zu Hülfe rufen wollte, seine Beredsamkeit zu unterstützen.

Als sie in den Saal trat, entstand rings eine Todesstille. Nie war sie reitzender gewesen, als in diesem Augenblick. Ihr einfaches Gewand und die Bläße des tiefen Kummers riefen das Mitleid in alle Herzen, und Thränen in alle Augen.

Jeder schwieg. Jeder Blick wandte sich von ihr hinweg nun, auf mich. Ich sollte reden. Aber ich konnt' es nicht. Ich war in einer unaussprechlichen Verwirrung. Sie war das Bild der leidenden Unschuld. Alle die lieblichen Stunden, so ich an ihrer Seite genossen, wachten bei ihrem Anblick in meinem Gedächtniß auf, und umringten wie weinende Engel meine Seele, und baten für sie, und flüsterten: „Sie ist gewiß schuldlos"!

Endlich ermannt' ich mich. Ich bezeugte, daß niemand entzückter seyn würde, von der Unschuld der Angeklagten überzeugt zu seyn, als ihr eigner Gatte, und dessen Fürsprecher, ich. Aber nothwendig sey es daher, daß sie den schreienden Verdacht von sich wehre, daß sie die Absicht anzeige, zu welcher sie das Gift gekauft habe?

Madame Bertollon war sehr schwach. Sie lehnte sich an den Arm ihres Vertheidigers. Sie sah mich mit einem schmerzlichen Blick an, aus welchem Liebe und Jammer sprachen: „O Alamontade"! sagte sie mit matter Stimme: „Und Sie müßen es seyn, der darauf dringt

meine Absichten mit dem Gifte zu erfahren? Sie? Und hier"? Sie schwieg eine Weile, dann hob sie sich plötzlich, wandte das blasse Antlitz gegen die Richter, und, mit einem herben Ton, der die Verzweiflung ihrer Seele ausdrückte, sprach sie: „Richter, ihr habet mich mit der Folter bedrohen lassen, mein Geständniß zu erpressen. Es ist genug. Ich will den Prozeß enden. Ich bin schuldig. Ich hatte mit diesem Gifte einen Mord im Sinne. Mehr erfahret ihr nun von mir nicht. Verdammet mich"! —

Sie drehte sich um, und verließ den Saal, und Todtenstille folgte ihr nach — ein tiefes Erstarren rings umher.

Zwei Tage nachher sprach das Tribunal das Wort: „Schuldig"! über die Elende aus.

22.

Herr Bertollon war schon längst genesen. Er war heitrer, als sonst. Er scherzte wieder, wie sonst, über meine sogenannte Tugendschwärmerei; er liebte mich dabei so zärtlich, daß es ihm nur Kummer machte, wenn ich so

hartnäckig auf meinen strengen Grundsätzen bestand. Ich machte ihm daher zuweilen die Freude, daß ich seiner Meinung zu werden schien, und ihm in der Lieblingsgrille nachgab, daß Alles auf Erden nur Convenienzen-Spiel sey.

Am Abend vor dem Gerichtstage, an welchem das Urtheil über Madame Bertollon gefällt werden sollte, war ich bei ihm. Wir waren fröhlich; um Mitternacht saßen wir noch hinter den Weingläsern, und schworen wir uns ewige Freundes-Treue bis in den Tod.

„Höre, Colas", sagte er: „Kennst du Clementine de Sonnes"?

Ich wurde roth. Wein und Freundschaft entrissen mir das heilige Geheimniß. Bertollon lachte ausgelassen, und rief einmal ums andre: „Aber Närrchen du, mit deiner himmlischen Tugend bist überall geprellt. Sey doch nur einmal vernünftig. Warum hast du mir's nicht schon längst gesagt, sie wäre jetzt schon deine Verlobte! Nun du sollst sie haben. Da hast du meine Hand. Verlaß' dich auf mein Wort! Mit Klugheit untersochen wir die Welt, warum nicht ein Mädchen,

oder eine stolze Familie; denn ich merke schon, daß Clementine dir keinen Korb geben würde."

Ich fiel entzückt um den Hals meines Freundes. „O wenn du das könntest, Bertollon, wenn du das könntest! Du machtest mich glücklich, du machtest mich zum Gott"!

Desto besser. Denn ich darf noch deines göttlichen Beistandes zu einem Pländchen. Ein Mädchen wie deine Clementine, es hat eine auffallende Aehnlichkeit mit ihr; man sollte beide für Schwestern halten — ein solches Mädchen wohnte in Agde. Ihr meint; ihr Tröpfe, ich reise um der gesunden Luft, oder der Handelsspekulationen willen so fleißig hinüber nach Agde. Nein, ich liebe das Mädchen, unaussprechlich lieb' ichs; so hat mich noch kein Weib gefesselt. Sobald ich von meiner Frau los bin, halt' ich um die Venus von Agde an. Aber dann, Herr Colas, wollt ich mir doch seine Unterhaltungen bei meiner künftigen Frau in der Art verbitten, wie er sie bei meiner ersten hatte. —

„Wie, Bertollon"? rief ich erstaunt: „Du liebst? Du willst dich wieder vermählen?"

Was anders. Siehst du, ich meinte Anfangs, du würdest mit meiner Frau einen Roman in bester Form spielen; ich meinte, du liebtest sie wirklich, und dann hätt' ich sie dir abgetreten, und wir würden uns darüber einverstanden haben. Es wäre mir grade lieb gewesen: So hätt' es nachher nicht des Teufels Lärmen vor Pontius und Pilatus gegolten, und mit dem Gift hätt' es mir fast übel gedeihen können. —

„Aber wie denn, Bertollon, ich verstehe dich nur nicht."

Ich muß dir nur sagen, du Närrchen, als ich in Abwesenheit meiner Frau des Abends heimlich ihre Sachen durchstöberte — lache nur, du siehst, ich habe dir mit deiner Tugend damals nicht ganz getraut. Ich glaubte, ihr würdet mit einander Liebesbriefe, klägliche und bewegliche, wechseln. Und der Blitzkerl, der lahme Jacques kam gerade die Treppe herunter, und sah mich aus dem Zimmer meiner Frau schleichen, als ich ihr den tollen Spaß gemacht hatte. Der dumme Maulwurf aber schoß vorbei und grüßte ehrbarlich. —

„Welchen Spaß den? Du schwatzest wunderlich durch einander. Trink, du sollst leben!"

Und du auch, Colas! Du hast deine Sache gut gemacht. Bist ein goldner Bursche. Ich wette, du hättest deine Reden nicht halb so schön vor dem Tribunal gegen meine Frau gehalten, wenn du gewußt hättest, daß ich das Gift selbst in die Essenz gethan? —

„Nein wahrhaftig nicht, lieber Bertollon."

Nun und eben deswegen war's klug von mir, dir vorher nichts zu sagen. Jetzt thuts keinen Schaden mehr. —

Du bist doch kein Narr gewesen, dich selbst vergiften zu wollen"?

Ei, ich sah schon, daß mir das Ding so gefährlich nicht werden konnte. Ich wunderte mich nur, bei meiner Frau Gift zu finden. Sie hatte es auf der Schachtel drüben geschrieben. Aber was denkst du auch, daß sie mit dem Zeuge gewollt haben mag? —

„Das ist eben ein Räthsel!"

Aber fein wars? Nicht so, Colas. Denn nun stellt' ich mich den andern Morgen schwindelkrank, ließ es meiner Frau sagen, die mir

eigenhändig nach ihrer Weise die Essenz brachte. Der Arzt ward auch gestellt, so konnte gleich dem Gift entgegengearbeitet werden. Ich hatte aber nur eine winzige Portion hinein gethan. —

„Aber, Bertollon, was redest du auch? So wäre ja deine Frau ganz unschuldig?"

Das ist grade das Lustigste in der Sache, und du hast dir die Kehle für nichts und wieder nichts wund plaidirt. Aber trink nur, das heilt wieder. Gelt, es war ein kecker Streich von mir? Meine Frau muß glauben, sie sey rein behext. Denn sie weiß nur nicht, daß ich für alle ihre Schränke den beßten Dietrich habe. —

Aber" . . sagt' ich, und das Entsetzen machte mich plötzlich nüchtern.

Daß davon keine Seele erfährt! Du, Colas, bist mein einziger Vertrauter, siehst du. Und es hätte noch übel gehn können. In der Eil' stieß ich im Arzneischrank ein Fläschchen rothen Liquors um, und vergaß es aufzurichten. Kurz und bündig, Colas, ich bin glücklich. Du sollst es auch seyn. Ich schwöre dir, an dem Tage da ich Julien von Agde heurathe,

feierst du auch deine Vermählung mit Clementinen. Aber was ist dir? Du wirst, mein Seel, ohnmächtig? Nimm da, das Wasser! Der Champagner bekömmt dir doch nie! —

Er legte seinen Arm um mich, während er mir in der andern Hand das Glas reichte. Ich drängte schaudernd ihn zurück. Ich war betäubt von dem was ich gehört hatte.

„Geh schlafen"! sagte er.

Ich verließ ihn. Er taumelte mir lachend nach.

23.

Die Mitternacht war schon längst vorüber; der Morgen nahe. In meine Augen drang kein Schlaf. Ich entkleidete mich nicht einmal, sondern lief in heftiger Bewegung mein Zimmer auf und ab. Welch eine Nacht! Was hatt' ich erfahren müßen! Ich war noch nicht vermögend an ein so scheusliches Verbrechen zu glauben, wider welches sich die Natur sträubt. Ein unschuldiges, tugendhaftes Weib, welches den Gatten nie beleidigt hatte, in Ge-

fangenschaft und lebenslängliche Entehrung stürzen! Den Freund mißbrauchen, den höllischen Einfall' zu verfechten, und die Unschuld mit Foltern zu quälen, herber, als der Tod seyn kann!

Es wurde mir wohler, wenn ich glaubte, Bertollon habe mit allem nur meine Freundschaft auf die Probe stellen wollen. Denn, hätte er so gräßlich handeln können, wie mogte er es wagen sein lebelang ein Glas Weins über die Lippe zu bringen, da jeder Tropfen desselben sein Geheimniß aufzulösen drohte? Wie konnt' er sich einem Bösewicht, wie einem rechtschaffnen Manne schaamlos in ganzer Abscheulichkeit entblößen?

Aber vergebens wünscht' ich mich zu täuschen. Seine Aeußerungen über mich und die unglückseelige Gattin, und wie er mir dann die Gattin gern abgetretten hätte . . . Ach! es war nur Alles zu gewiß! Jetzt dämmerte es in der Dunkelheit seiner frühern Plane vor mir. Ich erinnerte mich seiner verschieden gefallenen Reden. und daß er es war, der mich zu Madame Bertollon hinleitete, und nie mißtrauisch auf unser

beider Tugend werden wollte. Und wenn er mir von der Heftigkeit und Verschlossenheit ihres Charakters gesprochen, so bereitete er wahrscheinlich schon damals einen Entwurf vor, ihr ein Verbrechen aufbürden zu können. Wahrscheinlich that es ihm leid, daß ich kein Ehebrecher ward!

Der Morgen war angebrochen, und ich stand noch immer entschlußlos. Gerettet mußte die Unschuld werden; aber ihre Rettung war der Untergang meines Wohlthäters, meines ersten, meines einzigen Freundes! — Nur ein Uebermaaß seiner Liebe zu mir hatte ihm das entsetzliche Geständniß entlockt — sollt' ich hingehn, ihn verrathen? Er war der Schöpfer meines Glücks; sollte die Hand, welche von ihm unzählige Allmosen empfing, ihn undankbar in den unermeßlichen Abgrund stürzen? Ach, und den ich noch immer liebte, den Einzigen, sollt' ich verlieren!

„Unseelige Verkettung der Begebenheiten"! seufzt' ich: „Warum mußt' ich das Werkzeug werden, die Unschuld in Fesseln zu schlagen, oder meinen Wohlthäter zu ermorden?"

Aber die Vernunft gebot: „Sey gerecht, ehe du gütig seyn kannst"! Welches auch immer die Folgen unsrer Handlungen seyn mögen, welche wir pflichtmäßig üben — und müßten wir uns selbst zerstören — Nichts darf zurückhalten, wenn es die Tugend gilt. Stürz' immerhin in deine Armuth zurück, und geh' einsam und freundlos durch die Welt, nur rette deine Selbständigkeit und trag' in dir das stille Bewußtseyn: Du thatest, wie du als ein gerechter Geist solltest. Es ist ein Gott, sey rein wie er!

Ich schrieb an den Polizei-Beamten des Quartiers, sich sogleich wegen höchstdringender Angelegenheiten zu mir zu begeben. Er kam. Ich begab mich in Bertollons Zimmer, und der Offizier blieb vor der Thür draußen.

Bertollon schlief noch. Ich zitterte. Liebe und Mitleid überwältigten mich. „Bertollon"! seufzt' ich und küßte ihn.

Er erwachte. Ich ließ ihn unter gleichgültigen Gesprächen munter werden.

„Sage mir", sprach ich endlich, „ist deine Frau gewiß unschuldig? Hattest du wirklich selbst die Essenz vergiftet?" —

Er sah mich mit einem stieren, durchbohrenden Blick an, und Antwortete: „Schweig!"

„Aber, Bertollon, diese Antwort ist ja eine Bestätigung deiner nächtlichen Aussage. Ich beschwöre dich, Freund, beruhige mich. Hast du das Alles gethan? Oder wolltest du mich nur" ...

Bertollon richtete sich auf, und sagte: „Colas, ich hoffe du bist gescheut!"

Aber rede doch! Bertollon, heut' wird das Präsidial-Gericht über deine Gattin den Spruch fällen. Laß die Unschuld nicht verderben! —

„Bist du rasend, Colas? Hättest du Lust, der Verräther deines Freundes zu werden?"

Indem er dies sagte, oder vielmehr stammelte, sah ich ihn in starker, innrer Bewegung. Er war sehr bleich worden, und bläulich wurden seine Lippen, und sein Auge starrte graß vor sich hin. Alles lehrte mich nur zu gewiß, daß er in der Nacht beim Rausche Dinge bekannt, vor denen er jetzt selbst erschrak, da er sie bei mir nicht mehr sicher sah.

Ich legte meine Hand auf seine Achsel, und flüsterte ihm ins Ohr: „Bertollon, kleide dich an, nimm Goldes genug zu dir und flieh! Ich sorge für Alles andre."

Mit einem Blick, der mir den Tod verkünden wollte, fragte er: „Warum?"

„Flieh, sag ich, noch ist es Zeit!"

„Warum?" entgegnete er: „Hast du im Sinn . . . oder vielleicht schon" . . .

„Um alles was dir lieb und heilig ist, flieh' sag' ich."

Indem ich ihm dies zuflüsterte, sprang er eilends auf, lief ungekleidet im Zimmer umher, als such' er. Ich glaubte, er habe in der Bestürzung vergessen, daß seine Kleider am Bette lagen. Während ich mich bückte, ihm dieselben zu reichen, fiel ein Pistolenschuß und das Blut stürzte über meine Brust herab.

Die Thür' sprang auf, der Polizey-Beamte trat erschrocken herein. Bertollon, noch in der einen Hand die abgefeuerte Pistole, in der andern eine Zweite, sah erstarrt die unerwartete Erscheinung.

„Verruchter Hund"! schrie er mir zu, mit der verzerrten Geberde der Verzweiflung, und schleuderte mir die entladene Pistole mit Wuth gegen den Kopf. Ein Schuß fiel von neuem. Bertollon hatte sich erschossen. Er taumelte gegen mich. Ich fing ihn in meinen Armen auf. Sein Haupt war zerschmettert.

Meine Sinne schwanden. Ich sank zu Boden, und erwachte erst unter der Geschäftigkeit der Aerzte und Bedienten wieder auf meinem Zimmer. Meine Wunde, unter der linken Schulter war untersucht, verbunden und ohne alle Gefahr.

24.

Alles war in einer großen Bestürzung. Mehrere von Bertollons Freunden standen vor mir. Jeder bestürmte mich mit Fragen.

Ich wand mich von ihnen los, und sobald ich mich erholt, warf ich frische Kleider über, und verordnete eine Sänfte, um nach dem Versammlungs-Ort des Präsidial-Gerichts getragen zu werden.

Bertollons Selbstmord war inzwischen stadtkundig worden. Eine ungeheure Menge Volks umwogte das Haus. Sobald man erfuhr, daß ich mich ins Gericht begeben würde, folgten die neugierigen Haufen meiner Sänfte nach.

Schon war in geheimer Sitzung des Gerichts das Urtheil über Madame Bertollon gefällt worden. In eben dem Augenblick, als sie in den Saal geführt wurde, um dasselbe vor dem versammelten Volke anzuhören, traf auch ich daselbst ein.

Ich bat angehört zu werden, weil ich wichtige Entdeckungen zu eröffnen hätte. Die Erlaubniß zu reden ward mir gegeben. Eine Stille floß durch den weiten Saal, als wäre das Leben aus jeder Brust gewichen.

„Ihr Richter", sprach ich: „Einst stand' ich hier, ein Ankläger der Unschuld. Ich komme sie zu retten, und ihr den gebührenden Triumph zu bereiten. Ich war getäuscht vom Schein der Umstände, getäuscht, gemißbraucht durch meinen Freund, und Theilnehmer einer Grausamkeit, ohne es zu wissen. Die Unglücksee-

lige, deren Urtheil ihr sprechen wollet, ist keiner Missethat schuldig!"

Ich erzählte nun bestimmt die Geschichte der vergangenen Nacht; erzählte den Selbstmord Bertollons, und seinen Versuch, mir das Leben zu rauben. Neben mir stand der bezeugende Polizey-Offizier, und der lahme Jacques, welcher sich erinnerte, den Herrn Bertollon am Abend vor der Vergiftungs-Szene aus dem Zimmer seiner Gemahlin mit einer brennenden Kerze kommend gesehn zu haben.

Eine solche Auflösung des Rechtshandels, in welchem ich Anfangs über meinen Gegner, Herrn Menard einen so glänzenden Sieg davon getragen hatte, und der meinen Ruf im ganzen Lande gründen sollte, hatte niemand erwartet. Während meiner Rede malten sich Erstaunen und Grausen in den tausend Gesichtern umher. Als aber ich schwieg, entwickelte sich ein Gemurmel, und das Gemurmel ward zum lauten Jauchzen. Das Volk schrie meinen Namen mit schwärmerischer Freude, und die Augen der Umstehenden waren von Thränen benetzt.

Es war an keine Ordnung im Saale mehr zu gedenken. Ohnmächtig war Madame Bertollon unter den Glückwünschen der sie Umringenden hingesunken. Der Vice-Gouverneur der Provinz, welchen Zufall oder Neugier heut' in den Gerichtssaal gelockt hatte, ein Verwandter des Marschall Montreval, stieg von seinem erhabenen Sitz, und umarmte mich öffentlich. Herr Menard folgte seinem Beispiel, unter dem Zujauchzen des enthusiastischen Volkes.

Ich ließ mich zu Madame Bertollon führen. Meine Kniee brachen. Ich sank entkräftet vor ihr nieder, und drückte meine nassen Augen auf ihre Hand.

„Können Sie mir verzeihen"? stammelte ich.

Mit einem Blick voll unaussprechlicher Liebe, mit einem himmlischen Lächeln sah sie auf mich nieder.

„Alamontade"! seufzte sie leise und Thränen verhinderten ihre fernern Worte.

Die Sitzung des Gerichts mußte aufgehoben werden. Die Richter umarmten mich. Vergebens wünscht' ich zu Madame Bertollon zu-

rück zu kommen. Das Getümmel war zu groß. Man führte mich durch die gedrungne Menschenmasse, welche mich mit Ehrenbezeugungen überhäufte, die Stiegen des Pallastes hinab.

Im Begriff in die Sänfte zu steigen, ward ich von einem jungen, wohlgekleideten Mann angehalten.

„Sie können", sagte er, „Sie können unmöglich mit angenehmen Empfindungen in ein Haus zurückkehren, mein Herr, welches noch den Leichnam eines Selbstmörders beherbergt, und Sie allenthalben an die schrecklichsten Ereignisse erinnern muß. Gewähren Sie mir die Ehre, ich bitte Sie, mein Herr, Sie wenigstens einstweilen in meinem Hause bewirthen zu dürfen."

Diese Einladung mit so herzlicher Innigkeit gethan, kam mir doch unerwartet. Dem jungen Mann funkelten noch die Thränen in den Augen. Er bat so anhaltend, daß ichs nicht mehr ablehnen konnte. Er drückte mir mit freudiger Dankbarkeit die Hand, gab den Sänftenträgern einen Befehl und verschwand.

Immer vom Volke mit Freudengeschrei durch

die Straßen der Stadt begleitet, langte ich endlich, aber sehr langsam vor dem Hause meines unbekannten Freundes an. Ich bemerkte nur, daß es in der Nachbarschaft von Bertollons Hause, und in der Straße war, worin Clementine wohnte, welches mir, so verwirrt und betäubt ich auch war, keine unliebe Entdeckung seyn konnte.

An den Stiegen im Innern des Hauses ward die Sänfte geöffnet. Der freundliche Unbekannte erwartete mich schon. Ich sah mich in einem großen, prachtvollen Gebäu; zwei Bediente führten mich die Marmortreppe hinauf.

25.

Alles was das Menschenleben Schreckliches und Liebliches umfängt, lag in dem engen Stundenraum dieses Tages für mich zusammengedrängt.

Eine Flügelthür ward geöffnet. Einige Damen traten hervor mir entgegen. Die älteste derselben redete mich an: „Ich bin meinem Neffen sehr verbunden, daß er mir die Ehre

verschaft, den edelmüthigen Retter der Unschuld in meiner Wohnung zu sehn."

Wer schildert meine Bestürzung! Es war Madame de Sonnes; und Clementine trat hinter ihrer Mutter hervor. Ich wollte eine Erwiederung stammeln auf die mir gesagten Artigkeiten; allein ich war allzu entkräftet. Der Blutverlurst am Morgen, nach einer traurig durchwachten Nacht, und der Wechsel der allerfremdartigsten und heftigsten Empfindungen, deren Beute ich bisher gewesen, hatten mich gänzlich erschöpft. Clementinens Erscheinung entseelte mich. Ich sah nur sie und sprachlos sie, bis Gestalten und Farben vor meinem brechenden Auge in verworrenes Dunkel zusammenflossen.

Mehrere Wochen lang mußt' ich Bett' und Zimmer hüten. Mit den Schmerzen meiner Wunde hatte sich ein Fieber verbunden. Der junge Herr de Sonnes verließ mich nie; er hatte mein weniges Habe aus dem Bertollonschen Hause herbeischaffen lassen — auch die Harfe. Aber der Kranz fehlte. Man wußte ja nicht, welchen Werth er mir trug?

Unterdessen war Madame Berkollon freigesprochen. Herr de Sonnes erzählte mir, daß die schöne Unglückliche sogleich von Montpellier abgereist und in ein entferntes Kloster gegangen sey. Dabei überreichte er mir einen Brief, der für mich angekommen, durch Einschluß an Madame de Sonnes.

„Wahrscheinlich wird Madame Berkollon ihrem Erretter danken", sagte er.

Ich nahm den Brief mit zitternder Hand. Sobald ich allein war, las ich ihn. Er hat mich seitdem durch all' mein Wohl und Weh begleitet.

Hier ist er:

„Abtei St. G.** zu B.**

D. 11 May. 1702."

Leben Sie wohl, Alamontade! Diese Zeilen, die ersten die ich einem Manne schreibe, werden auch die letzten seyn. Ich habe das stürmische Leben der großen Welt verlassen; die feierliche Stille geweihter Mauern umgiebt mich; ich habe mich ohne Mühe von allem,

was mir einst lieb und unentbehrlich war, loswinden können; ich habe nichts aus der Welt genommen, als die Wunden, die sie mir schlug."

„Ach, hätt' ich auch diese Wunden und mein Gedächtniß dort draußen lassen können! Sie bleiben mir aber, um den letzten meiner Freunde, den Tod, desto reitzender zu machen."

„In der Blüte meines Lebens umweht mich der schwarze Wittwen-Schleier; ich zeige den Menschen damit eine Trauer, die ich nicht fühle; und verberge eine andre, die mich zerstört."

„Ja, Alamontade, ich erröthe nicht, noch jetzt, auf dieser heiligen Stätte noch, es zu bekennen, was ich Ihnen nicht verheelen mogte, daß ich Sie liebte. Sie wußten es, Sie wissen es — ach! und Sie waren es, der den Dolch wider das Herz zücken konnte, das auf Erden nur allein für Sie schlug. O Mensch, Sie haben mich belogen. Sie haben mich nie geliebt! Nicht daß mein unglücklicher Gemahl mich des schwärzesten Verbrechens zeihen wollte, hat mich betrübt — nein, daß Alamontade mich

schuldig glauben, mein Ankläger werden konnte, er, für den ich freudig gestorben seyn würde, das hat die Wurzeln meines Lebens zerrissen!"

„Doch, nein! Kein Vorwurf. Edler, theurer und immer noch geliebter Mann, du warst schuldlos. Geblendet vom Schein, brachtest du der Freundschaft und der Gerechtigkeit deine Neigung zum Opfer. Du wolltest höchstens nur unglücklich, aber nicht undankbar seyn. Ich fühl' es wohl, die Gattin eines andern durft' ich dich nicht lieben, und ich mit meiner sündigen Liebe war deines reinen Herzens nie werth."

„Ich fühlte es immer, und immer gieng ich mit allzuschwachen Kräften in den Streit gegen meine Leidenschaft. Elender war kein Wesen, als ich, und jeder deiner Blicke, jeder deiner Küsse verewigten eine Flamme in mir, die unter ihnen hätte erlöschen sollen. In einem Augenblick stillen Verzweifelns wollt' ich den freiwilligen Tod vorziehn der Gefahr meine Tugend einzubüßen. Damals ward das Gift gebracht. Ich hatte es mir bestimmt, weil ich dich zu heftig liebte. Hier, Mensch, hast du

das Geheimniß, welches die Schaam mir verwehrte unter der Folter zu bekennen. Ach! Unglücksbringer, und du mußtest es seyn, der vor den Richtern mich darum befragte!"

„Du hast mich nie geliebt. Meine Entfernung wird dich nicht betrüben. Ich hatte mich selbst getäuscht, und muß für die Hingebung meines arglosen Herzens leiden. Die Welt beklagt mich, aber ihre Klage läßt mich ohne Trost, und selbst dein Mitleiden, o Freund, kann meinen Schmerz nur schärfen, statt zu mildern."

„Hier, in diesen Klostermauern seh' ich das Ziel meiner kurzen Wallfahrt; die Linde vor dem Gitterfenster meiner Zelle streut ihre Schatten auf das kleine Plätzchen, welches meinen Grabhügel bilden soll. Siehe da, meinen Trost!"

„Ach, wie traurig ist es, so einsam in der Welt dastehn! Und einsam bin ich, denn mich liebt keiner. Meine Freundinnen haben mich schon in ihren fröhlichen Kreisen vergessen, meine Zähren stören ihre Lustbarkeiten nicht. Ich verblühe, wie die vereinzelte Blume im

Gebürg, unbekannt und ungesehn; sie gab und empfing keine Freude, ihr Verschwinden läßt keine Spur zurück."

„Und du, den ich einzig geliebt habe, nimm diese Zeilen, als den Scheidebrief. Ein brechendes Herz dictirte sie; eine sterbende Hand schrieb sie — ich vollzog nur meine letzte Pflicht. Unterbrich meine Ruhe durch keine Antwort. Ich nehme keinen Brief an, und will dich selbst nie sehn. Ich will zu Gott flehn für dein Glück; will meinen letzten Seufzer dir weihn, und mit dem Gedanken an dich soll mich der Tod ins beßre Leben leiten."

„Amalie Bertollon."

Und ich sah die Edle nie wieder. Mit ihrer Tugend im Herzen sank sie unter. Nie vergaß ich sie. Oft weint' ich unter ihrem Andenken.

26.

Inzwischen hatten Madame de Sonnes und Clementine mich, während der Krankheit, oft

besucht. Nicht wie einem Fremdling, sondern wie einem Bruder oder Blutsverwandten begegneten sie mir.

Madame de Sonnes war eine sehr edle Frau, von lebhaftem Geist und feiner Erziehung. Sie schien nicht für sich, sondern nur für andre zu leben. Immer nur beflissen, andern Freude zu machen, andern Dienste zu erweisen, wußte sie denen das Ansehn ihrer eignen Wohlthäter zu geben, welche durch sie beglückt zu werden nicht verschmähten. Ihre Liebe hatte nur das Gepräge der Dankbarkeit.

Und ihrer würdig ganz war Clementine, der Stolz ihres Geschlechts. Harmlose Unschuld und immerwährender Heitersinn waren ihr Wesen. Niemand konnte sich ihr nahen, ohne sie zu lieben. So schön hatt' ich sie nie gesehn, nie geglaubt. Ihr Lächeln war begeisternd; ihr Blick sprach nur zur Seele; die Anmuth ihres Thuns war idealisch. Von allen ihren Freundinnen war sie durch so viele Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, daß man nur immer sie bewunderte. Und von allen war sie die Demüthigste; sie wußte von ihren eignen Vorzügen

nichts, und gerieth in Entzücken, wenn sie dieselben in andern erblickte. Man hätte wetten mögen: Sie habe sich selbst noch in keinem Spiegel gesehn.

Seitdem ich im Hause war, spielte sie die Harfe nicht mehr; auch war sie schüchterner, als ehemals in der Ferne; auch kam sie seltner zu mir, denn alle andern im Hause; auch sprach sie weniger mit mir, denn mit jedem andern. Und doch sorgte sie am eifrigsten für mich; doch lauschte sie am ämsigsten nach meinen kleinsten Wünschen; und in ihren Augen lächelte mir Freundschaft.

Indem meine Liebe so zur unbesiegbaren Leidenschaft heranwuchs, wurden auch die tausend Hindernisse immer heller, welche mir alle Hoffnung tödteten, jemals durch sie glücklich zu werden. Ich war arm, und hatte nichts für mich, als einen guten Ruf, und das Vertrauen aller Redlichen. Wie wenig ist das, in der großen Welt? Ich hatte zwar im Bertollonschen Prozeß ein so allgemeines Ansehn gewonnen, daß die Zahl meiner Clienten täglich größer ward; allein wie lange hatte ich

zu arbeiten, ehe ich mir ein Vermögen erwerben konnte, mit dem ich es wagen dürfte, mich Clementinen zu nähern?

Und täglich sah ich das holde Geschöpf, in ihrem Zimmer, in ihrem Garten, bald einsam, bald in Gesellschaften. Ach! sie konnt' es wissen, wie sehr ich sie liebte! Mein Schweigen und mein Reden, mein Kommen und mein Gehn waren eben so viele Verräther meines Herzens.

Immer beklemmter, immer unruhiger ward' ich mit jedem Tage. Nichts blieb mir übrig, als Entfernung von ihr, um nicht namenlos unglücklich zu werden. Ich entschloß mich schnell zur Ausführung, miethete ein Haus, und entdeckte dem Herrn de Sonnes meine Absicht.

Er und seine Tante widersetzten sich vergebens; standhaft blieb ich gegen ihre Wünsche und Bitten. Nur Clementine erschien nicht und bat nicht, aber sie ward ernster, und, wie ich zu bemerken glaubte, trauriger.

„Sie sind sehr grausam"! sagte eines Tages Madame de Sonnes zu mir: „Was haben wir Ihnen Leides gethan, daß Sie uns so hart

strafen wollen? Sie nehmen den Frieden unsers sonst so glücklichen Hauses mit sich. Wir lieben Sie alle. Verlassen Sie uns nicht, ich beschwöre Sie."

Alle Ursachen, welche ich erfinden mogte, meine Entfernung zu rechtfertigen, reichten nicht aus, Madame de Sonnes zu beruhigen. Die einzige und die wichtigste durft' ich ihr nicht entdecken. Sie erblickte in meinen Weigerungen nur unbezähmbaren Eigensinn.

„Wohlan", sagte sie endlich: „Wir müssen uns wohl in Ihren Willen ergeben. Wir sind Ihnen gleichgültiger, als ich glaubte. Warum ists nicht allen Menschen gegeben, die Freundschaft nie tiefer wurzeln zu lassen im Herzen, als es eben Noth ist, um sie zu jeder Stunde wieder ausreißen zu können, ohne Schmerz? — Clementine wird eben darum einst sehr unglücklich seyn. Ich zittre, daß sie mir erkranket."

Die Worte schlugen mich hart. Ich ward blaß und zitternd. „Clementine"! stammelte ich: „Erkranken?"

„Kommen Sie mit mir in ihr Zimmer!"

sagte Madame de Sonnes, ohne Argwohn dessen, was in mir vorging.

Wir gingen. Sie öffnete die Thür und sagte zur Tochter: „Er will nicht. Bered' ihn du"! Ich blieb allein, und näherte mich Clementinen.

O welch ein Bild der schönen Wehmuth! Nie wird es in meinem Gedächtniß auslöschen. Die Schrecken eines endlosen Elends, welche mich in fremden Weltgegenden umgaben, konnten ihm den Zauber und das Leben nicht rauben. Da saß sie, in ihrem einfachen Hausgewande, reitzend wie ein Kind von Eden, und die welkende Blüte blauen Flieders hing über ihr Hauptthaar zwischen dem einfachen Schleier vor, der es umhüllte, als sollte sie das Sinnzeichen dessen seyn, wessen sie am meisten bedürfte, des Schlummers — der Ruhe.

Und als ich nun zu ihr trat, sah sie auf, und ihre freundlichen Augen lächelten mich unter Thränen an. Ich nahm ihre Hand, ich kniete vor ihr hin, und seufzte: „Clementine!"

Sie schwieg und lächelte nicht mehr.

Fordern Sie auch, daß ich bleiben soll? Gebieten Sie nur, und ich will ja gern gehorchen, und würd' ich auch noch unglücklicher."

„Noch unglücklicher"? entgegnete sie und blickte mich fragend an: „Sind Sie denn unglücklich bei uns?"

„Das wissen Sie nicht! Sie wollen nur Glück um sich verbreiten. Aber, Clementine, Sie gewöhnen mich zu früh an den Himmel. Wenn ich nun einmal, früher oder später — dies Alles, Ihren Umgang — verlieren sollte, Clementine, und es könnte doch die Zeit kommen — wie ständ' es dann um mich"? sagt' ich, indem ich an mein lautschlagendes Herz ihre Hand zog.

Trennen Sie sich nie von uns, so verlieren wir uns ja nicht — antwortete sie.

„Wollte Gott, daß ich mich nie trennen dürfte von Ihnen, als im Tode"! rief ich.

Sie sah gen Himmel, seufzte, bog sich über mich, und von ihrer Wange fiel der Tropfen einer Thräne heiß auf meine Hand.

„Zweifeln Sie an der Dauer meiner Freundschaft"? sagte sie.

„Hab' ich ein Recht auf Ihre Freundschaft, Clementine? Und dies schöne Herz, ach! wird es nicht einst für einen andern lauter schlagen müßen, als für mich? Und dann, Clementine, dann?" —

„Nie, Alamontade"! antwortete sie, und stand schnell auf, und wandte sich ab, mit einem Antlitz von sanfter Röthe überschimmert. Ich erhob mich. Ein unnennbares Entzücken berauschte mich. Ich zog sie in meinen Arm. Ihr Busen flog unter dem Sturme schöner Empfindungen. Ihre Wangen glühten. Ihr Blick nannte mir das süße Wort, welches ihre Lippen nicht zu sprechen wagten.

Unsre Seelen verschwisterten sich, und schlossen den ewigen Bund. Ein zitternder Seufzer war unser Schwur. Die Welt verschwebte um uns, wie ein Schatten. Im Kusse wechselten wir Leben um Leben, Seel um Seele.

O welche Seeligkeit hat die Hand des unendlichen Weltordners selbst dem Staube gewährt, und wie sehr dem Geiste das herbe Loos versüßt, mit dem Irdischen vermählt zu seyn!

Lange lagen wir in dieser Umarmung. Und als wir aus der heiligen Trunkenheit erwachten, und ich Clementinens Name lallen, und sie mir den meinigen zulispeln konnte, war rings umher die Natur verwandelt, und Alles nicht mehr die vorige Welt. Feierlicher und schöner war Alles; das todte Zimmer gleich einem Tempel, und ein holder Geist sprach aus jedem, vom Gemälde bis zum Teppich. Und das Flüstern der Zweige vom Garten war bedeutungsvoll, und in dem gaukelnden Schatten des Laubes wohnte geheimer lieblicher Sinn.

„Ich bleibe"! rief ich.

„Und ewig"! setzte sie hinzu.

27.

Einige Stunden nachher sah ich Madame de Sonnes. Eine stille Furcht wandelte mich an. Sie ging mir lächelnd entgegen, und sagte: „Was haben Sie aus Clementinen gemacht? Sie ist begeistert; sie spricht in Versen; sie geht nicht mehr, sie schwebt, wie beflügelt. — Und wie, Alamontade, warum

erröthen Sie? Ich weiß Ihnen Danck — aber, wie soll ich danken?"

Indem sie dies sprach, nahm sie mich in ihren Arm, und küßte mich.

„Sie sind ein guter Mensch"! fuhr sie fort: „Ich kannte wohl die geheimen Gründe, warum sie uns verlassen wollten."

Ich war so bestürzt, daß ich keine Sylbe erwiedern konnte.

„Seltsam genug. Nun soll ich am Ende wohl nichts errathen haben? Sie wollen immer der Feinere seyn, Alamontade, und sind es immer; aber diesmal nicht! Glaubten Sie ich hätte nicht bemerkt, daß Sie Clementinen liebten? Warum wollten Sie daraus ein Geheimniß machen, und mir, der Mutter Ihrer Geliebten?"

„Madame" — — stammelte ich, immer verwirrter.

„Ich denke, Sie mögten noch gern läugnen, wenn Sie könnten", sagte sie in scherzhaftem Tone: „Ich stand neben euch beiden, da ihr in der Fülle euers Glücks die ganze Welt und mich nicht mehr sahet, und da fühlt'

ich wohl, daß ich bei eurer Verlobung sehr überflüssig seyn könne. Meine Tochter lebt für Sie — machen Sie sie glücklich, und ich bins dann auch."

Welch eine Frau. Ich sank zu ihren Füssen, und küßte ihre gütige Hand, ohne ein Wort aufbringen zu können.

„Nicht doch"! sagte sie: „Ein Sohn kniet vor der Mutter nicht."

„Madame", rief ich: „Sie geben mehr, als die verwegenste Hoffnung" – – –

„Ich gebe nichts", entgegnete sie: „Nein, mein Lieber; Sie sind es, der uns den Frieden giebt. Ich bin Mutter zwar, aber ohne Rechte über meiner Tochter Herz. Clementine kennt Sie schon länger, als ich. Ihrentwillen verwarf sie manche Hand. Sie hoffte nur auf Sie. Clementinens Glück zu befestigen ist meine Pflicht. Ich lernte nun auch Sie näher kennen, und segne Clementinens Wahl!"

„Es ist zuviel"! rief ich: „Mein Entschluß war es freilich, einst, wenn ich mir Vermögen genug – – ich bin arm, Madame" – –

„Was thut das Vermögen hier zur Sache?"

antwortete die edle Frau: „Sie haben Ihr anständiges Auskommen, und Clementine, ohnehin schon begütert, ist meine Erbin. Nahrungssorgen können euch nicht drücken; und solltet ihr durch ein sehr unglückliches Schicksal einst Alles verlieren, so schränket ihr euch ein. Sie haben Kenntnisse, Thätigkeit und Redlichkeit: So kanns euch nicht fehlen.'

Vergebens macht ich verschiedne Einwendungen. Aber die Frau war zu erhaben, um deren Gewicht zu fühlen, welches nur aus den Convenienzen hervorgehn konnte.

„Nein, mein Herr", sagte sie: „Daß Sie Clementinen ohne Rücksicht auf Reichthum liebten, war mir wohl bekannt. Und wahrlich, das Mädchen hat innern Werths genug, um seiner Selbst willen geliebt zu werden. Ihr Zartgefühl, mein Lieber, bleibt also unverletzt. Konnten Sie Clementinens Herz begehren und nehmen, wahrlich, so dürfen Sie nicht erröthen, wenn sie Ihnen eine reiche Aussteuer zubringt. Das Herz, welches Sie beherrschen, ist mehr werth, als das elende Geld, vor dem Sie, als dem Zuviel, schüch-

tern sind. Meine Tochter kann nicht glücklicher werden, wenn sie eine Million heurathet, an der ein ungeliebter Mann geknüpft ist; sie wird es nur durch den Geist, durch den Edelsinn, durch die treue Liebe, durch die Sorgfalt des Geliebten um sie."

„Und?" --- sagte Clementine, indem sie in ihrer reitzenden Unschuld hereinhüpfte, meine Hand nahm und ihrer edeln Mutter freundlich ins Auge sah.

„Du hast wohl gewählt"! sagte Madame de Sonnes, indem sie uns beide umarmte: „Du sorgst immer für das Glück deiner Mutter mehr, als für dich."

28.

Clementine ward meine Verlobte. Die ganze Familie trug mich auf ihren Händen. Ich galt im Pallast de Sonnes, als der geliebte Sohn. Die Achtung der ganzen Stadt umringte mich. Ich hatte mein höchstes Ziel errungen, und es würde ermüdend seyn, wenn ich die Mannigfaltigkeit meiner Freuden ausmalen wollte.

Von London aus kamen Briefe an den Marschall von Montreval, als Statthalter der Provinz, für meinen verstorbnen Vater, nebst einer beträchtlichen Erbschaft, die ihm sein in Westindien verstorbner Bruder nachgelassen haben sollte. Ich eilte auf einige Tage nach Nismes zum Marschall, in Folge seines Befehls. Er zeigte mir nur den Brief des Londner-Banquiers, und die Abschrift des Testaments, ohne mir weitere Auskunft ertheilen zu können. Das Vermögen war schon durch Anweisungen auf die Pariser-Bank an das Gouvernement von Languedoc ausgeliefert worden, und ich der einzige Erbe. Dies setzte mich in den jährlichen Genuß von vierzehntausend Livres.

Ob ich gleich wußte, daß einer meiner Oheime in seiner Jugend nach Amerika gegangen war, von woher man nie wieder Nachrichten über ihn erhalten, konnt' ich doch kaum glauben, daß er ein so großes Vermögen zusammengespart habe. Selbst die Dunkelheit, welche in den Londoner-Berichten über verschiedene wissenwerthe Dinge herrschte,

flößte mir einigen Verdacht gegen diesen überraschenden Reichthum ein, wenigstens in so fern er Erbschaft seyn sollte, wiewohl er als Geschenk mir zu groß schien. Ich schrieb wirklich, sowohl an den Londoner-Banquier, als an den Magistrat der Provinz in Amerika, wo mein Oheim verstorben seyn sollte. Nie aber hab' ich ein mehrers entdeckt, als ich schon wußte. Doch konnt' ich mir nicht den Gedanken abwehren, daß in dieser Erbschaft Madame Bertollon mehr, denn mein Oheim, gespielt habe.

Der Marschall von Montreval schien beinahe unwillig über meine Bedenklichkeiten zu werden. „Genießen Sie Ihr unbestrittnes Eigenthum, und lassen Sie ein dutzend Messen für den Oheim lesen", sagte er: „Und damit Sie Ihr Vermögen nicht ganz müßig geniessen, kommen Sie zu mir, und nehmen Sie die erste Stelle in der Kanzlei des Gouvernements an. Doch eine Bedingung muß ich hinzufügen, Sie dürfen nirgends anders, als in meinem Schlosse wohnen. Ich muß Sie täglich sehn. Meiner Geschäfte sind viel, und Ihr Rath ist mir zu viel werth.

Ich dankte dem Marschall für die ehrenvollen Gnadensbezeugungen. Ich bat nur um einige Bedenkzeit, eine Stelle anzunehmen, deren Wichtigkeit meine Kenntnisse nicht gewachsen waren. Der Marschall überhäufte mich mit Höflichkeiten, und entließ mich mit freundlichen Drohungen, wenn ich mich nicht bald entschließen würde, seine Wünsche zu erfüllen.

Herr Etienne, mein guter alter Oheim, war außer sich vor Freuden, als er den Antrag des Marschalls von mir vernahm.

„Da du in deinem Linnenkittel und in deinen Holzschuhen, als Knabe zu mir kamst", sprach er, „o Colas, und da du so in deiner Armuth vor mir standst, und mein Herz rührtest: Da war es, als hört' ich die innre Stimme des Geistes, die mir gebot, dich aufzunehmen an Kindesstatt, denn du würdest einst der Schutzengel der bedrängten Gläubigen werden. Siehe, Colas, der Herr hat Großes an dir gethan. Da stehst du nun wieder auf derselben Stätte des armen Müllerhauses, und bist ein hochgeachteter, gelehr-

ter und reicher Mann. Weigre dich nun nicht länger, das Anerbieten des Herrn Marschalls anzunehmen. Es ist nicht sein Wille, nein, es ist Gottes Wille. Es ist nicht sein Ruf, es ist der Ruf des Himmels, der zum Trost der Evangelischgesinnten an dich ergeht."

Mein Oheim, und die liebenswürdige Familie, in deren Kreise nur eine Tochter fehlte die verheurathet war, und alle seine Freunde, die sämmtlich geheime Protestanten waren, liessen nicht ab, mir die dringendsten Vorstellungen zu machen. Ich mußte halb und halb geloben, die Stelle anzunehmen. Es war mir noch darum zu thun, den Sinn Clementinens und ihrer Mutter zu erforschen.

Beide aber, sobald ich ihnen den Antrag des Marschalls bekannt gemacht hatte, stimmten sogleich dafür, daß ich nicht eine Gelegenheit entfliehen lassen müße, mir einen größern Wirkungskreis zu gewinnen.

„Und wir begleiten Sie nach Nismes," sagte Clementine: „Sie kennen doch auch noch das Amphitheater und das Haus Alber-

tas? Aber beim Marschall wohnen? Nein, das schlagen Sie ihm in Gnaden aus."

Und so geschah es. Wir reiseten mit einander gen Nismes. Ich trat meine Stelle an und in Clementinens Armen durft' ich ausruhn von Geschäften.

29.

Reichthum, Ansehn, und Einfluß auf die Angelegenheiten der Provinz bereiteten mir das schönste Loos, welches der sinnliche Mensch sich erträumen mag. Freundschaft und Liebe beseeligten mich. Fast war, im Gemälde meines damaligen Lebens, des Sonnenlichtes zu viel, des Schattens zu wenig, und Alles wurde zu einem hellen, rosenfarbnen Einerlei.

Der Tod von Clementinens Großvater gab eine Familientrauer, und des Wohlanständigen willen wurde unsre Vermählung um ein halbes Jahr verschoben. Dies konnte uns nicht betrüben. Wir hatten uns alltäglich, und nichts in der Welt konnte uns scheiden.

Der Marschall von Montreval behandelte

mich in den ersten Monaten mit ausgezeichneter Gnade. Aber nie konnt' ich mirs abgewinnen, ihm mit Vertraulichkeit zu begegnen, oder seine gütigen Gesinnungen mit einiger Herzlichkeit zu erwiedern. Sein freundliches Wesen hatte etwas Fürchterliches; aus seinem Lächeln ging immer etwas Drohendes. Er war ein Mann von Geist und Einsicht, aber dennoch von Vorurtheilen umnebelt, die er wahrscheinlich seiner klösterlichen Erziehung in den Kinderjahren zu danken hatte, und welche ihm wie Heiligthümer galten. Durch allerlei ehemalige Ausschweifungen entnervt, war er kränklich, furchtsam vor dem Tod, geplagt von Einbildungen, und argwöhnisch. Er machte sich kein Gewissen daraus, arge Willkürlichkeiten zu begehn, strenge zu werden bis zur Grausamkeit, manches Mannes Wohl seiner Laune aufzuopfern, und sich feile Dirnen zu halten: Aber dabei war er sehr religiös. Die Mönche waren seine Lieblinge, und lenkten ihn, ohne daß ers ahndete. Er versäumte keine Messe, und galt für den andächtigsten Mann. Er lächelte selten, war meistens ernst

und kalt, und in seiner ruhigen Haltung lag etwas Gebietendes.

Je näher ich den Marschall kennen lernte, je mehr faßte ich geheimen Widerwillen. Ein Mensch wie Bertollon, ohne Religion, ohne Gott, ohne Ewigkeit, ohne sittliche Grundsätze, der immer nur nach den Winken der Klugheit handelnd, egoistisch lachend eine ganze verzweifelnde Welt versinken sehn könnte für seinen Gewinn, ist nicht gräßlicher, nicht gefährlicher, als ein Weltmann voller Bigotterie, wie Montreval. Der Gottesläugner und der Bigotte, ohne Anerkennung sittlicher Grundsätze und ewigen Rechtes, haben in den Wagschalen der Moralität gleiches Gewicht und für die bürgerliche Gesellschaft gleiches Gift. Beide, ohne Gefühl ihrer erhabenen Menschenwürde, ohne Achtung für die Menschheit, legen schlau ihr Spinnengewebe zwischen den Convenienzen der Gesellschaft an, und rauben und tödten ehrbarlich. Beide fürchten keinen Gott, denn der eine glaubt nicht an ihn, und der andre beschwichtigt ihn mit Gebeten und Messen, und wäscht sich im Tempel rein von Sünden, die er draußen beging.

Schon in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Nismes umgab mich die heilige Schaar der Mönche. Diese Menschen fürchteten von mir einen ihren Absichten widrigen Einfluß auf den Marschall. Sie bemerkten aber, wie wenig mir es um Einfluß beim Marschall zu thun war, und verloren sich allmählig wieder von mir, Sie blieben inzwischen sehr freundlich, rühmten dem Marschall meinen Charakter, und bedauerten nur hinterher, daß ich leider ein Mann ohne alle Religion sey.

Die Protestanten von Nismes sahen mich als ihr Oberhaupt und ihren Beschirmer an. Sie erwiesen mir ausschweifende Ehrenbezeugungen, welche den Verdacht des Marschalls hätten erregen müßen, wär' er auch minder mißtrauisch gewesen, als er es war. Sie wurden in ihren Reden und Thaten kühner. Mehr als einmal gelang es mir, ihren Unbesonnenheiten beim Marschall Verzeihung auszuwirken. Aber statt durch einzelne dergleichen Vorfälle gewarnt zu seyn, stieg ihre Schwärmerei, im öftern Kampf mit den Verfolgern, und mit dem heimlichen Rückblick auf meinen Schutz,

nur höher. Ich stellte ihnen vergebens die Gefahr vor, welche sie sich muthwillig zubereiteten.

„Nein", rief Herr Etienne, mein Oheim: „Nein, wo Gott ist, da ist keine Gefahr. O mein Colas, fürchte dich nicht vor den Menschen, denn der Herr ist mit dir. Und wer mich bekennet vor den Menschen, den will ich auch bekennen, spricht der Weltheiland. Auch in Frankreich wird das Senfkorn des Evangeliums aufgehn, wie auf den Felsen der Schweiz und in den Wäldern von Deutschland. Aber Männer müßen wir haben, wie Zwingli und Calvin und Lutherus, die nicht zittern vor den Fürsten dieser Welt. Und Alamontade, so sey denn, wie sie, und Gott ist dein Hort!"

30.

„Sie sind doch kein Ketzer"? fragte mich einst der Marschall von Montreval mit stechendem Blick, als ich den Protestanten abermals das Wort reden mußte. Er schlug meine Bitte ab, und ward von der Zeit an zurückhaltender gegen mich.

Ich ward gewahr, wie wenig Gutes ich überall wirken konnte in den gegebnen Verhältnissen, und wie schädlich hingegen meine Gegenwart in Nismes, mein Amt und der Wahn von meinem Einfluß den Anhängern Calvins werden mußte, die sich mit allzugroßem Vertrauen auf mich lehnten. Dies bewog mich zu dem Entschluß, meine Entlassung zu begehren. Nur Madame de Sonnes und Clementine hielten mich durch ihre Bitten davon den Winter hindurch zurück. Der Marschall war in Montpellier, und seine Abwesenheit machte mich zwar glücklicher, aber die Protestanten immer verwegner.

Es war am Palmsonntage des Jahres 1703. Der Marschall, welcher vor kurzem von Montpellier zurückgekommen war, hatte mich zu einem festlichen Schmause im Schlosse eingeladen. Mir war nicht wohl, doch beschloß ich dahin zu gehn.

„Und Morgen fodr' ich meine Entlassung", sagt' ich lächelnd des Morgens zu Clementinen: „Mag auch die Mutter sagen was sie will, Morgen geschiehts! Und dann Clementine"? – –

Und dann? – – – fragte sie.

„Nicht länger unsre Verbindung verzögert! Wir können uns nun wohl mit Anstand freun, da du seit heute die schwarzen Trauerkleider abgelegt hast. Also in acht Tagen bist du meine Frau.“

Sie erröthete, und lispelte: „In acht Tagen“? und legte ihr Haupt an meine Brust.

„Und dann“ — fuhr ich fort: „Dann aufgebrochen, weg von dem traurigen Nismes, und auf das neue Landgut bei Montpellier. Der Frühling kömmt mit seinem Schmuck; wir müßen ihn in freier Natur leben!“

So wars beschlossen, und mit einem Kuß versiegelt.

Da rief man mich von ihr hinweg. Ich ging hinaus. Mein Oheim Herr Etienne war gekommen; er bat mich zu einem geheimen Wort in mein Zimmer.

„Colas“, sagte er, „heut ist Palmsonntag. Du mußt mit mir kommen.“

„Unmöglich kann ich das“, war meine Antwort, „denn ich bin zum Essen eingeladen beim Marschall.

„Und ich", sagte er mit feierlicher Stimme: „und ich lade dich ein zum heiligen Abendmahl. — Kein Großer dieser Erde wird dort mit uns zu Tische sitzen; aber wir sind daselbst versammelt in Jesus Namen, und er wird mitten unter uns seyn. Wir alle, einige Hundert, mit Weib und Kindern, feiern diesen Morgen das heilige Abendmahl in meiner Mühle beim Karmeliterthor."

Ich erschrak.

„Welch' eine Verwegenheit"! rief ich: „Wisset ihr nicht, daß der Marschall in Nismes ist."

Wir wissen es, und der allmächtige Gott ist auch da! —

„Wollt ihr euch denn mit Vorsatz in Elend und Kerker stürzen? Das Gesetz verbietet aufs strengste alle Versammlungen dieser Art. Es drohet mit dem Tode."

Welches Gesetz? Das Gesetz des sterblichen Königs? Du sollst Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.

So wußte mein Oheim jede meiner Einwendungen mit biblischen Gemeinsprüchen zu heben;

je mehr ich das Unerlaubte und Gefährliche solcher Zusammenkunft einsah, je lebhafter ich ihm die möglichen Folgen davon schilderte, je eifriger ward mein Oheim.

„Als Jesus verrathen war", rief er, „und als der Verräther neben ihm stand, und als er es wußte, daß man sich rüste, ihn zu fangen, o Colas, von den Schrecken des gewissen Todes umringt, setzte er das heilige Sacrament des Nachtmals ein — Und wie, wir wollen Jesu Schüler seyn, und beben? Nein, nimmermehr; und wenn die ganze Hölle in Waffen stände, sie sollte uns kein Grauen machen!"

Mein Oheim war zu keinem andern Sinn zu bringen. Er hieß mich einen Abtrünnigen, einen Heuchler, einen Papisten, und verließ mich im Zorn.

Ich kehrte zu Clementinen zurück. Sie hatte meinen Oheim gesehn, und seinen Verdruß in allen Geberden. Sie forschte nach den Ursachen; ich wagte nicht, ihr es zu entdecken. Unter ihren unschuldigen Liebkosungen verlor sich gemach meine Furcht und Unruhe. Sie

erzählte mir von der Einwilligung ihrer Mutter in alle meine Wünsche. Dies erheiterte mich noch mehr. An Clementinens Busen schwärmt' ich vom Glück der stillen Zukunft. Abgezogen von dem Gewühl der Menschen und ihrem leidenschaftlichen Treiben, wollt' ich einsam, an der Brust meines jungen Weibes, umgeben von der bluhenden Natur, der Liebe, der Freundschaft und den Wissenschaften leben.

Wie seelig waren wir beide in diesen Augenblicken! „O Clementine", sagte ich, „um andre glücklich zu machen, bedarf es ja keines Throns, sondern nur des Willens. Wir können ja groß seyn, auch im kleinen, unscheinbaren Wirkungskreise. Wir besuchen dann mit einander die Hütten der Armuth. Ich verfechte dann wieder die verkannte Unschuld, und dein Kuß lohnt mirs, wenn ich des Guten etwas gethan. Unsre Büchersammlung liefert unerschöpflichen Reichthum dem Geiste. Unsre Harfen tönen am Abend im Schatten des eignen Hains die unbeneidete Seeligkeit zweier liebenden Seelen. An unserer Tafel speisen die Dürftigen; und die Getrösteten werden

unsre Gesellschafter. Gewiß, Clementine, wir sehnen uns nicht wieder zum kalten Glanz dieser Paläste zurück. Und einst — o Clementine! — Nur der Gedanke schon durchschauert mich mit Entzücken — einst, Clementine, bist du Mutter — Mutter! O Clementine" — — —

Ihre heißen Küsse unterbrachen meine Worte, aber nicht den Flug meines Traums. Zärtlich von ihr umfangen, an ihrem Herzen gewiegt, zitterten wir beide unter den stillen Ahndungen höherer Freuden.

Da trat mein Bedienter herein, bleich wie die Wand und odemlos.

„Was ist dir"? fragt' ich.

„Herr"! stammelte er: „Die Calvinischen sind draußen am Karmeliterthor in der Mühle des Herrn Etienne zum verbotnen Gottesdienst" — —

Ich erschrak heftig. Also verrathen wars. „Und weiter"? rief ich.

„Die Mühle ist von den Dragonern umringt. Alle sind gefangen drin. Denken Sie nur, der Herr Marschall von Montreval ist in eigner Person dort. Der Predikant und noch

andre von den eigeschlossenen Ketzern wollten sich durchs Fenster mit der Flucht retten; da winkte der Marschall, und die Dragoner gaben Feuer."

„Gaben Feuer"? schrie ich: Wurde einer getödtet?"

„Ihrer vier liegen tod auf dem Platz", antwortete der Bediente.

Ohne weiter nachzufragen, ergriff ich Stock und Hut. Clementine weinte und zitterte. Sie wollte mich nicht von sich lassen. Sie ward blaß. Sie verlor die Sprache, und hing mit stummer Angst an meinem Hals.

Madame de Sonnes erschien. Ich erzählte ihr die schreckliche Begebenheit, und machte ihr meinen Vorsatz bekannt, hinzueilen, um den Marschall zur Gelindigkeit zu bewegen. Sie lobte meinen Entschluß; bat mich selbst, ohne Säumen dahinzufliegen, und sprach Clementinen beruhigende Worte zu.

Ich ging, sah an der Thür mich noch einmal um nach Clementinen; sah sie blaß und bebend auf dem Schooße ihrer Mutter; ging zurück, küßte ihren verblichnen Mund, und eilte davon. — Nie sah ich sie wieder.

31.

Ich kam vors Thor. Ungestüm drängt' ich mich durch das in ungeheurer Zahl zusammenströmende Volk, welches mit brennender Neugier, und mit Schaudern und Freude und Erwartung gaffend dastand, Kopf an Kopf. Kalten Entsetzens sah ich über der Menge die blitzenden Gewehre der Dragoner hervorragen, welche in dreifachen Reihen die Mühle meines lieben Oheims umstellt hatten. Erhaben über Alle, auf seinem Pferde, von einigen vornehmen Herrn umringt, sah ich den Marschall von Montreval. Er schien ernst und nachdenkend.

„Gnädigster Herr"! rief ich, als ich ihn erreicht hatte.

Er wandte sich, sah mich an, und indem er mit dem Krückstock auf die Mühle zeigte, sagte er ohne eine Miene zu verändern! „Die Elenden! Nun sind sie ertappt!"

„Was denken Sie zu thun, gnädigster Herr?" fragt' ich.

„Darüber sinn' ich", erwiederte er, „schon seit einer Viertelstunde."

„O gnädigster Herr", rief ich: „Wahr ists, diese verblendeten Menschen haben gefehlt wider das Gesetz; aber wahrlich, sie sind mehr Gegenstände der Verachtung, als Ihres Zorns. Seyen Sie großmüthig, gnädiger Herr, und die Irrenden werden reuig zu Ihren Füßen sinken, und nie wieder" – –

„Was"? unterbrach mich der Marschall: „Die Menschen sind unbekehrbar. Rebellen sind sie; wüthige, tollkühne Rebellen. Soll ich das verdammte Unkraut wuchern lassen, bis es wieder eine Michelade machen kann *)?"

„Nein, gnädigster Herr", sagt' ich, und ergriff flehend des Marschalls herabhangende Hand: „Sie sind allzugerecht, als daß Sie den Unglücklichen dort eine Greuelthat zurech-

*) Die Reformirten in Nismes hatten in der Nacht nach Michaelis, den 30. Herbstmonat 1567. gegen dreißig Magistrats-Personen, Chorherren und Mönche ermordet in ihrer fanatischen Wuth; daher der Name der Michelade für diese Mordnacht entstand.

nen könnten, die schon seit beinahe anderthalbhundert Jahren geschehen."

„Es ist Zeit ein strenges Beispiel zu geben"! sagte der Marschall, welcher bisher unentschlossen gewesen. Er entzog mir seine Hand; ritt einige Schritte vor, ohne auf mich zu achten, und rief mit lauter Stimme: „Steckt die Mühle in Brand!"

Halberstarrt schwankt' ich ihm nach. Ich ergriff den Zügel seines Rosses, und schrie: „Um Gotteswillen, Barmherzigkeit! Barmherzigkeit!"

„Weg da"! rief er und warf mir einen grimmigen Blick zu, und schwang den Stock, als wollt' er mich schlagen. Ich ließ das Pferd los, und fiel auf meine Kniee nieder vor dem eiskalten Satan, und schrie: „Barmherzigkeit!"

Ich hörte das Rasseln und Knittern der Flamme, und sah die dicken Rauchwolken sich über das Dach der Mühle wälzen, und hörte das dumpfe Zetergeschrei der Eingesperrten. Ich sprang wieder auf, und umklammerte des Marschalls Kniee. Gott weiß es, was ich ihm zurief, ihn bat in meiner Angst. Er aber hörte

mich nicht; er hatte kein Menschengefühl. Der Tiger sah nur auf die brennende Mühle.

Und bald verging meine Stimme unter dem wilden Getöse weit umher, und unter dem kläglichen Geschrei der dem Tode Geweihten, und unter dem Donner der Flinten. Was den Flammen entspringen wollte, wurde von den Dragonern niedergeschossen.

Da raft' ich mich auf, stürzte hin zur Mühle. In gleichem Augenblick warf sich ein Mädchen aus dem Fenster. Ich fing es auf. Es war Antonie, meines Oheims jüngste Tochter.

„Du bist gerettet, Antonie"! sagt' ich und trug das arme Geschöpf durch Dampf und Flintenfeuer fort, und kam, ohne es zu wissen, zum Marschall

„Der Hund"! schrie der Marschall: „Ich sagt's doch immer, er sey einer von ihnen"! Ich wußte nicht, daß er von mir sprach.

„Nieder doch"! brüllte er wieder. Zwei Dragoner rissen mir aus dem Arm die ohnmächtige Antonie, und indem sie am Boden lag, erschossen die Henkersknechte das unschuldige Geschöpf zu meinen Füßen.

„Recht so"! sagte ganz gelassen Montreval hinter mir.

„O du abscheuliches Ungeheuer! Wie willst du verantworten diese That vor deinem und unserm König, vor deinem und unserm Gott"! schrie ich ihn schäumend an.

Er sprengte gegen mich, gab mir einen Stockstreich über den Kopf und ritt mich nieder. Ich glaubte im Taumel, er habe Befehl gegeben, mich umzubringen, gleich den andern. Ich raffte mich auf, riß einem der Dragoner die Flinte vom Arm, um mein Leben zu decken. Niemand wagte sich an mich, ungeachtet der Marschall mehrmals hinter einander schrie: „Nehmt ihn! Nehmt ihn!"

Indem ich um mich hersah verwildert, erblickte ich — o des entsetzlichen Schauspiels! — über Antoniens Leiche meinen Oheim, Herrn Etienne, mit blutigem Haupte. Ich erkannte ihn nur noch an der Gestalt und an den Kleidern. Er stieß einen gräßlichen Schrei gen Himmel aus, und sank unter Flintenschüssen zusammen über den Leichnam seines geliebtesten Kindes.

Ich wollte reden zum Marschall. Aber meine

Zunge war erstarrt! Ich hob nur die Augen und den Arm mit der Flinte gen Himmel. Da fühlt' ich mich geschlagen, und ich sank nieder in dumpfe Empfindungslosigkeit.

Bis dahin hatt' ich meinen Glauben an die Menschheit aufrecht erhalten. Bis dahin konnt' ich mich ihnen blindlings hingeben. Nur genährt von den Meisterwerken der größten Geister unsrer Zeit, wiegt' ich mich selbst in glückliche Täuschungen ein. Ich hielt dafür, die Menschheit sey um vieles menschlicher, und entronnen den Banden wilder Barbarei. Ich war ja der Unterthan des gepriesensten Monarchen der Welt. Frankreich nannte ja die Regierung Ludwigs XIV, sein goldenes Zeitalter! Ach, und Montreval war ein Statthalter Ludwigs, und der Palmsonntag des Jahres 1703. ein Tag des goldnen Zeitalters! An zweihundert Menschen wurden lebendig verbrannt, oder erschossen, und auch des Kindes ward nicht geschont an der Mutterbrust! Und alles Vermögen der Ermordeten ward confiscirt — und Montrevals Grausamkeit von königlicher Hand mit Lorbern bedeckt!

32.

Da ich wieder zu hellern Vorstellungen genesen war, und die Dinge um mich her deutlicher erkannte, sah ich mich unter fremden Händen, und mein verwundeter Kopf war verbunden. Dann und wann während meiner Betäubung hatte ich zwar dunkel empfunden, daß man sich mit mir beschäftigte, und daß ich Schmerzen litt; aber schnell war erloschen wieder die Vorstellung, ich verlor mich immer in eine Düsternheit, wie in einem schweren Schlaf.

„Du hast, mein Treu, du hast ein zähes Leben, du"! dies waren die ersten Worte, welche ich wieder hörte. Ein alter, schmutziger Kerl stand vor mir, und reichte mir Arzenei.

Ich sah Clementine nicht. In einer schmalen Kammer war ich, auf hartem, grobem Bett.

„Wo bin ich denn"? fragt' ich.

„Bist bei mir"! sagte der Kerl. — Ich erinnerte mich nun erst des unglücklichen Ereignisses wieder, dem ich wahrscheinlich mein Hierseyn zu danken hatte.

„Bin ich denn ein Gefangner?"

Allerdings und das von Rechtswegen! — antwortete mein Wärter.

„Weiß Madame de Sonnes davon? Hat sie nicht hergesandt? Darf ich sie nicht sprechen?"

Kennst du Leute hier? Wo wohnt sie?

„In der Martins-Gasse, im Hause Albertas."

Narr du! in ganz Marseille ist keine Martinsgasse. Du hast noch Fieber, glaub' ich, oder weißt nicht, daß du in Marseille bist. —

„In Marseille? Wie, in Marseille bin ich? Bin ich von Nismes hinweg? Seit wann bin ich hier?"

Es mögen drei Wochen seyn, du armer Teufel. Ich glaubs wohl, daß du nicht drum weißt. Hast bis gestern Nacht im hitzigen Fieber gerastet. Mußt eine gute Natur haben. Wir dachten dich heute zu begraben. —

„Was soll ich hier in Marseille?"

Wenn du gesund bist, ziehst du da den Kittel an. Kennst du ihn? —

„Das ist ein Galeeren-Kittel. Wie denn? Sagt mir doch, bin ich denn — ich will, ich kann nicht glauben — hat man mich verurtheilt?"

Wahrscheinlich! Wie man sagt, nur für neun und zwanzig Jahre an die Ruderbank. —

Der Kerl sprach nur zu wahr. Sobald ich genesen war, eröffnete man mir das schreckliche Urtheil. Wegen ausgestoßener Drohungen und mörderischen Angriffes auf das Leben des Marschalls von Montreval, ungerechnet daß ich erwiesen ein geheimer Protestant seye, und zum Beßten der Ketzer in der Kanzlei und wo ich vermöge Amtes Einfluß gehabt, manchen Unterschleif begangen, war ich zu neun und zwanzigjähriger Galeerenstrafe verdammt worden.

Ich seufzte; doch im süßen Gefühl meiner Unschuld zog ich ohne Schmerz den Sklavenkittel an. Meine Thränen flossen nur dem Schicksale Clementinens. Ich bemühte mich, ihr einige Zeilen zukommen zu lassen. Mit einer erborgten Bleifeder auf einem zerrissenen Blättchen schrieb ich ihr meinen Abschied. Ach! ich war zu arm, meinen Wächter zu bestechen. Er nahm meinen Brief, las ihn und riß ihn lachend durch, indem er sagte: Hier ist keine Post zu Liebesbriefen.

Man legte mir die Kette an, und führte mich, nebst andern Unglücksgefährten, zum Hafen und auf die mir bestimmte Galeere. Es war ein schöner Abend. Die Stadt entfaltete ihre Pracht am Schimmer der untergehenden Sonne. Aus dem dunkeln Grün der Bergseiten, welche den von Schiffen aller Nationen wimmelnden Hafen umarmen, strahlten schneeweiß die unzählbaren Landhäuser, und zwischen den Mandel- und Olivenbäumen der Bastiden wehten mit allen Farben des Regenbogens die tausend seidnen Wimpel hervor. Durch die Mündung des Hafens verlor sich der Blick über die unermeßliche Fläche des Ozeans.

Der Glanz dieses Schauspiels blendete mich, und füllte mich mit tiefer Wehmuth. Die Ufer meines Vaterlandes schienen nur darum ihre ganze Herrlichkeit vor mir zu entschleiern, um nur lebendiger fühlen zu lassen, was ich verlöre. Alles umher athmete Freude; nur ich war auf immer freudenlos, und ich sah meines Elendes Gränzen nur am Rande des fernen Grabes.

Schlummerlos verging die Nacht. In der

Morgenfrühe verließ die Galeere den Hafen. Als die Sonne über die entzündeten Wellen emporstieg, war Marseille schon meinen Augen entrückt. Ich war an eine Ruderbank gekettet, auf welcher noch fünf andre Sklaven saßen.

Welch ein Schicksal! Nun auf ewig von allen meinen Freunden geschieden, auf ewig von den Gespielen meiner Jugend, ach! Clementine! Clementine und von dir! — Aus dem Schooße des Reichthums hingeschleudert auf die harte Ruderbank. Vergessen von allen Glücklichen, nun entehrt, unter Verbrechern. Statt Clementinens entzückende Gespräche, nun die Flüche und Zoten elender Diebe, Mörder, Contrebandiers und Straßenräuber. Ohne Buch, ohne Kunde vom Fortschreiten der Wissenschaften, mein Geist sich selbst überlassen, ohne Hoffnung! Das fürchterliche Klirren meiner Kette nun für die Zauberei der Musik und Clementinens Harfenspiel! Nein, so bitter ist der Tod nicht, als dieser schaudervolle Wechsel.

„Und ich will ihn tragen"! sprach ich dann in mir selbst: „Es ist ein Gott, und mein

Geist dauert hinaus über das Grab! Ich habe mich nicht selbst verloren. Ich blieb der Tugend getreu, und trage, wenn auch verkannt von der Welt, die stille Achtung mit mir übers Meer, welche reine Seelen für sich selber hegen. Ich habe nur verlassen müßen, was nie mein Eigenthum gewesen; und was ich leide, ist nur der Schmerz eines Körpers, der bisher nicht zum Entbehren gewöhnt war."

So gewann mein Geist den Sieg. So hab' ich nun die größere Hälfte meines Lebens einsam und freudenlos verloren. Ich bin ein Greis worden im Unglück. Ich habe nie wieder von denen etwas erfahren, die mich einst liebten. Ich hatte kein heitres Gefühl mehr, als wenn ich in einer Ruhestunde auf einzelnen Blättern meine Gedanken hinzeichnen und mit Thränen auf das längstentschwundne Paradies meiner Jugend zurücksehn konnte. Oft, beim eintönigen Geräusch der Ruder, weckte der Gram die Bilder der schönen Vergangenheit wieder in mir auf. Dann war mir's oft, als schwebe Clementine über den Wellen des Meers, und lächle mir Muth zu, wie ein trö-

stender Engel. Und ich starrte mit nassen Augen das geliebte Schattenbild an, und fühlte alle Wunden meines Herzens wieder aufgehn; aber ich verzweifelte nicht, und ruderte unverdrossen fort.

Ich würde zuweilen all' die Seeligkeiten meiner Jugendzeit für Wirkungen meiner Einbildungskraft gehalten haben. Aber der traurige Valetbrief, welchen Madame Bertollon mir einst aus dem Kloster geschrieben, war durch einen Zufall mir geblieben. Ihn bewahrt' ich mit Ehrfurcht. Er war das letzte, heilige Ueberbleibsel von dem, was ich ehemals besaß. Ich las ihn oft. In entfernten Meeren las ich ihn, und an den heißen Gestaden Afrikas; und immer sah ich unnennbaren Trost aus ihm, und ruderte muthig weiter, immer dem Ziel meines Lebens entgegen.

So sind neun und zwanzig Jahre nun vergangen. Was sind sie?

Der Tod, mein oft, mein heißersehnter Freund, kömmt mich zu erlösen. Ach! mein Herr, und Sie haben so viel Barmherzigkeit für mich gehabt, die letzten meiner Stunden

noch lieblich zu machen. Ihre Tugend lohnt sich selbst. Unsre Geister sind verwandt, und berühren sich einst vielleicht wieder.

33.

Hier legte der Abbé Dillon sein Heft nieder. „Dies waren Alamontade's Schicksale bis zum Beginn seines fürchterlichen Leidens"! sagte der Abbé: „Die Geschichte seiner Sklaverei kenn' ich nur aus seinen Blättern, die er bei verschiednen Anläßen geschrieben in der Einsamkeit, und die, in einen Sack gewickelt, nebst seinem blechernen Löffel und einem Messer sein ganzer Reichthum waren. — Ich erfuhr vom Kapitain Delaubin, welcher die Galeere lange befehligt hatte, daß Alamontade die Achtung, und man könnte sagen Ehrfurcht aller seiner Mitsklaven genossen. Er war stets ihr Schiedrichter bei Streitigkeiten, und sie gehorchten seinem Ausspruch. Auch die Officiers im Schiff hielten etwas auf ihn. Man gestattete ihm nicht nur größere Freiheiten, als den andern, sondern dann und wann fielen ihm

auch bessere Bissen zu. Er benutzte die erstere, aber selten, oder gar nicht, und die letztern vertheilte er jedesmal unter die übrigen Galeerer, ohne für sich etwas zu behalten. Machte man ihm deswegen Vorwürfe, so antwortete er gewöhnlich: „Unter uns darf kein Vorzug seyn. Jedes Gute so mir allein erwiesen wird, ist nur eine herbe Vermehrung des Uebels der andern." Der Schiffsprediger machte sich zuweilen an ihn, um ihn zu bekehren. Aber er blieb hartnäckig bei seinen Ketzereien, und war dies sein einziger Fehler. — Er lächelte selten. Man sah ihn hingegen auch nur selten traurig. Er war ohne Todesfurcht. In den größten Seestürmen ruderte er so gelassen fort, wie beim stillen Wetter; und beim Kugelregen in der Schlacht, wenn die Gefahr am größten war, bückte er sich nur nicht einmal. Einige hielten ihn daher für närrisch, andre für kugelfest. Man nahm allgemein an, daß er von guter Familie seyn müße. Wenn dies nicht seine Kenntnisse verriethen, ließen es doch schon die Ordnung und Sauberkeit in seinen groben Sklavenkleidern ahnden. Als ihm im

letzten Gefecht mit den Korsaren der Arm abgeschossen wurde, sagte er: Warum nicht eine Spanne höher? und ließ sich den Arm abnehmen, ohne einen Seufzer auszustoßen. Da er von der Galeere hinweggeführt wurde, beklagten alle Gefangne seinen Verlurst, und einige von diesen rohen Kerln weinten sogar, wie Kinder." —

„Dies ist alles", sagte Dillon, „was ich vom Kapitain Delaubin über unsern Alamontade habe erfahren können. Ueberall zeigte sich derselbe als den großen, tugendhaften, männlichen Dulder, welcher mit selbständigem Geist, und mit dem Blick auf Gott, durch die Gewitter seines Lebens gelassen hinschritt. So erscheint er auch immer wieder in seinen eignen Aufsätzen, wo eine reitzende Mischung von Scharfsinn und Einbildungskraft den Leser unwiderstehlich anzieht und erhebt. Ich theile sie euch künftig mit."

Wir schwiegen. Unsre Seelen waren allzusehr mit dem Unglück des edeln Mannes beschäftigt.

„Unerhörte Grausamkeit"! schrie Roderich:

„Ungehört, unvertheidigt einen solchen Mann zu den Galeeren zu verdammen! Die Geschichte der polizirten Völker kennt davon keine Beispiele mehr!"

„Ach nur zuviel noch"! erwiederte der Abbé Dillon: „Wer kennt nicht den Märtyrer der kindlichen Liebe, den guten Faber von Ganges, welcher sich dem Intendant von Montpellier anbot, für den zur Galeere verurtheilten alten Vater die Strafe zu dulden? Nahm der Intendant nicht den Tausch an? Mußte Faber nicht zur Galeere, wo er lebte, bis seine schöne That in Paris bekannt ward, und mitleidige Seelen ihn losbaten? Lebt nicht Faber noch heut in den Sevennen in Dürftigkeit *), während er als Held in der Operette auf den Pariser Theatern besungen und beklatscht wird **)? Alamontade hat wohl recht. Wir leben noch immer in einem barbarischen Zeitalter. Die Tugend wird nur auf der Bühne und im Roman bewundert, und in der wirklichen Welt verkannt, verachtet."

---

*) Im Jahr 1787.
**) Die Oper heißt: l'honnête Criminel.

„Aber, lieber Abbé", sagt ich: „Noch eines müßen wir wissen. Kam Clementinen de Sonnes nach Marseille? Wie glücklich muß unser Alamontade beim Anblick dieses geliebten Wesens geworden seyn, nach so langer Trennung!"

84.

„Als ich ihm", erzählte Dillon, „die Nachricht mittheilte, daß Clementine kaum erfahren habe, er sey noch am Leben und in Marseille, so hätte sie den Entschluß gefaßt, ihn zu sehen, war er tief gerührt. Er schwieg lange: „So hat sie mich dann nicht vergessen"! rief er endlich sehr bewegt: „Nun wünsch' ich meinem Leben nur so lange Frist, bis ich sie nur noch einmal gesehn habe. O Clementine! Vielleicht ists Täuschung nur, vielleicht aber nimmt der große Weltordner auch auf die edlern unsrer Gefühle Rücksicht. Wir kennen ja die Natur des Weltalls so wenig. Und wie wir bemerken im Irdischen, daß die verwandten Theile sich stets zusammenfinden und gegenseitig anziehn, so vielleicht finden sich auch ver-

wandte Seelen wieder. Clementine, dann hab' ich dich nicht auf immer verlassen. Dann umarmt mein Geist dich brüderlich in fremden Sphären. Die unsterbliche Liebe führt den unsterblichen Geist durch die Ewigkeit. Und Gott wohnt in der frohlockenden Ewigkeit!"

Das Wiedersehen seiner Clementine schien dem liebenswürdigen Dulder die schönste Ausgleichung aller seiner überstandnen Leiden zu werden. Er hoffte mit Sehnsucht ihrer Ankunft entgegen. Er, dem bei so vieler Tugend so wenig Freude zu Theil worden war, sollte aber auch diese Glückseeligkeit nicht mehr genießen.

Er starb. Ich ward in der Frühe eines Morgens zu ihm gerufen. Als ich zu ihm trat, war er schon verblichen. Ueber seinem blassen Antlitz schwamm noch ein mildes Lächeln. Er schien mit dem Gedanken an Clementinen entschlummert und in ein beßres Leben übergegangen zu seyn. Ich warf mich weinend auf die Kniee nieder zu den Füßen seines Betts, und war trostlos, wie man um einen verstorbnen Vater trostlos ist.

Einen Tag, nachdem er begraben war, später kam Clementine. Sie war sehr krank, und in ihrem Wagen vom Arzt begleitet. Sie mußte sogleich wieder das Bett hüten. Ich ward zu ihr gerufen. Sie war schwach und abgezehrt, aber unverkennbar selbst noch jetzt die Spur ehmaliger Schönheit.

Als sie den Tod des geliebten Sklaven erfahren hatte, hob sie ihre matten Arme stumm, mit ei-

nem sehnsuchtsvollen Blick gen Himmel. Ich zeigte ihr Alamontades Bild. Sie küßte es, und ließ es copiren für sich. Auch mußte ich ihr aus Alamontades Nachlaß sein Messer und den blechernen Löffel geben, aus welchem sie von nun an allein die Arzenei und die wenige Speise nahm, so sie genoß.

Sie sprach selten, doch schien sie heiter zu seyn. Ich mußte ihr nur von ihm erzählen. Ihre Augen hingen unverwandt an Alamontades Bild, bis sie im Tode brachen. Auf ihren ausdrücklichen Befehl ward die Dulderin an der Seite ihres Freundes begraben, dem sie treu war bis im Tode, und welchen sie, durch falsche Nachrichten getäuscht, schon längst verstorben gewähnt hatte.

Nun sind es schon funfzig Jahre, seitdem dies Alles geschah; aber Alamontades Andenken blieb mir gleich heilig und neu.

Laßt uns, Ihr Lieben, laßt uns leben, wie er! Laßt uns die Selbständigkeit unsers Geistes, seine Befreiung von der Gewalt des Vergänglichen, als die Bestimmung desselben erkennen, und in der Stunde der Versuchung die wankende Hoheit desselben retten, durch den Blick auf die Ewigkeit, und den Gedanken: Sey rein: wie Gott!

Alamontades Lehre führte mich aus den Irrgärten der Zweifel, und knüpfte mich mit edlern Banden wieder an die Welt. Ach, daß auch ich dem Erhabnen einst wieder begegnen mögte im Weltall!

Staatliche Bibliothek Bamberg

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Zschokke, Heinrich,

Alamontade, der Galeeren-Sklav

Zürich 1816

Bamberg, Staatsbibliothek -- 30.1252
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11827483-5